



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

11. Der Schmalkaldische Krieg, das Reich und das Konzil

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

II. Der Schmalkaldische Krieg, das Reich und das Konzil

Der weltgeschichtliche Gegensatz zwischen Karl V und den deutschen Protestanten war so tief, daß er auch das individuelle Bild des Kaisers nur zu sehr durchfärbt hat. Man denkt dabei zumeist und mit Recht an das Universale im Gegensatz zu dem Landesherrlichen in Staat und Kirche. Doch war auch das eigentlich Katholische in Dogmatik und sittlicher Lebenshaltung in ihm so beispielhaft ausgebildet, daß man noch heute die Laienfrömmigkeit und Lebensführung des vorreformatorischen Zeitalters nicht vollkommener und intimer kennen lernen kann, als in seinen Gedanken, seinen Gewissensbedenken, seiner Ausdrucksweise und seinen gehäuften kirchlichen Werken.

Indessen ist damit doch nur die eine, der Reformation entgegengesetzte Seite seines Wesens gekennzeichnet. Innerhalb seiner eigenen Welt erscheint er dem unbefangenen Beobachter mit verschobener Front. Da gehört er an die Seite derjenigen Figuren unserer Vergangenheit, die man sonst gewohnt ist neben Luther zu stellen, dieser deutschen Kaiser und Könige, die wie Karl der Große, Heinrich IV und die Hohenstaufen zeitweilig das Recht des Reiches und der Laien verfochten haben gegen die römische Hierarchie. Bei ihm war dieses Verhalten gedämpft, wie alle seine zögernden Schritte, scheu im Hinblick auf geheiligte Autoritäten, nicht so grundsätzlich bewußt wie bei Gattinara und Mendoza, aber gleichwohl unverkennbar. Die Wurzeln lagen auch bei seinen Räten keineswegs allein in machtpolitischer Einstellung; bei ihm selbst gewiß vorwiegend und deutlich zunehmend in dem Bewußtsein höherer Berufung, wie es den Fürsten beider Konfessionen in dieser Periode beginnender Säkularisierung auch sonst innewohnte.

Waren in diesem Sinne die deutschen Stände nicht trotz ihrer Abweichungen in Lehren und Bräuchen Bundesgenossen gegen das verweltlichte italienisch-kirchenstaatliche Papsttum? Hatte er sie nicht seit Beginn seiner Regierung oft genug in diesem Sinne ausgespielt? Forderten nicht auch sie immer wieder das Konzil, das er zur Abstellung von Mißbräuchen, vielleicht auch zur Anerkennung der kirchlichen Eigenstaatlichkeit seiner Reiche selbst für nötig hielt?

Verglichen mit diesem ewig feindseligen Könige von Frankreich, der seine Keßer erbarmungslos verfolgte, aber mit Türken und Protestanten verbündet dem Konzil die allergrößten Schwierigkeiten entgegenstellte, oder mit diesen altkirchlichen Fürsten, die dem Hause Habsburg so offen widerstrebten, mußte er ihnen wahrhaftig oft nahe genug erscheinen. Daher das immer wiederholte Zögern, daher sein Verständigungswille und seine wechselnden kirchenpolitischen Verbindungen. Denn keine Politik auf dieser Welt hat völlig gleichgestimmte Partner; sie kann jeweils nur die Breite der Berührungsflächen abtasten, die sie nach den verschiedenen Seiten in wechselndem Maße besitzt. Deshalb muß alle Politik stets von derjenigen Aufmerksamkeit begleitet sein, der man mit dem Worte Mißtrauen eine unnötige moralische Schärfe gibt.

Mit der Idee des Reiches, die der Kaiser gegen das Papsttum ebenso vertrat wie die Rechte des modernen Staates, rückt seine Politik uns unter dem nationalen Gesichtspunkt noch näher. Denn damit war, wie Luther von Haus aus richtig empfand, auch der Gedanke der deutschen Einheit unmittelbar verknüpft als mit dem Landesfürstentum, das die beiden alten Einheiten zerriß und letzten Endes genau so dynastisch und international sein konnte, wie der Kaiser — mochte es immer die kaum noch geahnte Wiege des deutschen Staates der Zukunft sein und den politischen Protestantismus ebenso wie den religiösen umschließen.

So komplizierte sich der Lebenskampf dieses Kaisers immer mehr, wenn er über all den europäischen Schwierigkeiten in Deutschland gegen einen Teil der Stände die Kircheneinheit, gegen alle die Reichseinheit und die Stärkung der kaiserlichen Macht anstrebte. Es war sein Schicksal, daß er so oft auf einem Gebiete triumphierte und dann glaubte, nun auch die anderen Aufgaben lösen zu können, die ihm in vagen Umrissen, aber doch leuchtend vor Augen standen.

Protestantenkrieg, Reichstag oder Konzil?

Für den Kaiser war der Friede mit Frankreich die Bedingung jeder durchgreifenden Ordnung der deutschen Verhältnisse. Aber der Friede war jetzt belastet mit dem Fortgang des englischen Krieges und für den Kaiser mit der Alternative Mailand oder Niederlande. Da wir das Verhältnis des Kaisers zu seiner niederländischen Heimat kennen, zugleich aber wissen, wie nachdrücklich ihm zeit lebens die Bedeutung Mailands für die Weltherrschaft eingehämmert war,

verstehen wir seine Bedenken. Zunächst freilich übertönten die höfischen Besuche und Feste alle Sorgen. Schon einen guten Monat nach Crépy, am 22. Oktober 1544, zog die Königin Eleonore von Frankreich tief befriedigt in ihre Geburtsstadt Brüssel ein, begleitet von dem Herzog von Orléans, den der Kaiser bereits als Sohn oder Neffen behandelte, und der sich als Mittelpunkt der europäischen Politik sehr wohl fühlte. Sie kamen mit stattlichem Gefolge, in dem sich auch die Favoritin des Königs Madame d'Etampes befand. Den Kaiser umgaben die Königin Marie, die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand, sein Schwiegersohn Ottavio Farnese, der Vizekönig von Sizilien, Generale und Staatssekretäre, Ritter des Ordens, Kardinäle und Prälaten. Es gab eine Folge von Turnieren, Spielen und Tänzen — „des Herzens und Küßens war schon beim Empfang kein Ende“. Wie sollte man da des Friedens nicht gewiß geworden sein! Den Abschluß bildete ein Austausch überschwenglicher Handschreiben, dann der Gegenbesuch in Frankreich durch den Vizekönig von Sizilien.

Der kaum 45 jährige Kaiser erlitt bald nachher wieder heftige Sichtanfalle. In warme Tücher gewickelt, den Geschäften abhold, verstimmt, brütete er über der Alternative. Nach endlosen Beratungen und Denkschriften gab er, erheblich verzögert, Mitte Februar 1545 seine auch noch stark verlausulierte Entschlieung, und zwar für Mailand und damit für die Ehe des Herzogs von Orléans mit einer Tochter Ferdinands. Allein man sagte am Hofe, „zwischen Lippe und Kehlstrand könne sich noch manches ereignen“. Die Durchführung der Einzelheiten des Friedens machte ohnehin unsägliche Schwierigkeiten. Und wie, wenn der Herzog von Orléans den Vollzug der Ehe gar nicht erlebte? Dann stürzte das ganze Gebäude zusammen. Dann gab es keine Bindung Frankreichs an den Kaiser mehr; dann blieb nur der einzig überlebende Sohn des Königs, der jetzige Dauphin Henri, der einst mit seinem älteren Bruder vier Jahre Gefangener des Kaisers gewesen war und inzwischen gegen den Frieden von Crépy förmlich protestiert hatte. Das Verhältnis zu Frankreich hing also nur in dünnen Fäden. Schon spürte die Königin Eleonore wieder allerlei Verdrießlichkeiten, und im Kreise Granvelles befürchtete man eine neue französisch-englische Verständigung.

Noch freilich bediente sich der Kaiser neben der portugiesischen auch der französischen Unterstützung an der Pforte, wo Gerhard Veltwyß über Frieden oder Waffenstillstand in Ungarn und Siebenbürgen verhandelte. Noch hat auch Frankreich den Kaiser, niederländische oder deutsche Herren, wie Moritz von Sachsen, vom Kriegsdienst für England abzuhalten.

Mittlerweile hatte die neue große Stellung des Kaisers, wie so oft, auf die Kurie zurückgewirkt. Die kaiserlichen Räte taten alles, die Gunst der Lage zu halten. Sie kamen dem Hause Farnese verständnisvoll entgegen. Jetzt galt es, die Zustimmung des Kaisers zur Belehnung des Pier Luigi Farnese mit Parma und Piacenza zu erwirken, was Frankreich ungern sah, da ihm die beiden Städte und ihr Gebiet als Zubehör von Mailand galten. Noch war darüber nichts entschieden, als nun wirklich die vom Kaiser in Crépy ausbedungene Konzilsforderung Frankreichs in Rom abgegeben war und die Kurie sich beeilte, ihr zu willfahren. Unter dem 19. November wurde die allgemeine Kirchenversammlung auf den 15. März 1545, den Sonntag Laetare, nach Trient ausgeschrieben. Das entsprach an sich dem Wunsch des Kaisers, brachte ihn im Augenblick jedoch in Verlegenheit, da er ja in Speyer die Regelung der Religionssache in Deutschland, und zwar auf dem nächsten Reichstage, versprochen hatte. Dieser sollte bald in Worms zusammentreten. Aber die Dinge verschleppten sich. Nach der vorläufigen Eröffnung am 15. Dezember 1544 kam man erst nach Ferdinands Eintreffen zur Proposition am 24. März und zu wirklichen Verhandlungen.

Als den Kaiser die Sicht allzusehr quälte und er humorvoll „auf einen Waffenstillstand mit ihr“ kaum noch zu hoffen wagte, dachte er an seine Vertretung durch die Königin Marie. Ferdinand redete ihm das als unziemlich aus. So bestellte er neben seinen alten Kommissaren noch Granvelle und dessen Sohn, den Bischof von Arras, sowie erneut den Reichsvizekanzler Naves. Schließlich kam er doch selbst, am 16. Mai. Wie vor 24 Jahren forderte die Welt seine Entscheidung in der Schicksalsstadt der Reformation.

Am nächsten Tage, so war es vereinbart, erschien als päpstlicher Legat der Kardinal Farnese. Der Kaiser hatte ihn nicht erbeten, aber seine Entsendung durch Madruzzo angeregt. Er kam unter dem Vorwande der Türkenhilfe und brachte dafür, vielleicht auch für andere Zwecke, erstaunlicherweise bereits 100 000 Dukaten mit, die in Augsburg hinterlegt werden sollten. Dem entsprach der zuvorkommende Empfang. Sie wollten, scherzte der Kaiser, „die alten Konten vernichten und ein neues Buch anlegen“. Dann wurden sie bald gesprächsweise weiter fortgerissen, als wohl eigentlich ihre Absicht oder ihr Auftrag gewesen war, so daß jenes schwierige Problem einer Behandlung der Religionsfachen auf dem Reichstage neben dem bereits anberaumten Konzil durch ein viel aufregenderes ersetzt wurde, die Frage des Protestantenkrieges.

Es ist natürlich von dem allergrößten Interesse zu erfahren, in wessen Seele der Gedanke, nun wirklich die Waffen zu ergreifen, entstanden ist, und wer ihn

zuerst ausgesprochen hat. Unsere an sich reichen Quellen geben darauf keine eindeutige Antwort. Karl hatte ihn schon 1530 unter wechselnden Umständen erwogen. Wir glauben auch, daß er ihn 1541 nach dem Scheitern des Religionsgesprächs von Regensburg bestimmter ins Auge faßte, aber im Testament für Philipp vom Mai 1543 fanden wir ihn doch noch schwankend. Wollten wir seinen Memoiren trauen, so gab ihm der Erfolg gegen Cleve den entscheidenden Antrieb. Aber die Memoiren haben die Dinge nach dem Erfolg später sichtlich vereinfacht. Als er vor kurzem durch seinen Gesandten Juan de Vega den Papst um Unterstützung anging, braucht er noch keine genaue Vorstellung davon gehabt zu haben, wann und gegen wen er Krieg führen wollte. Durch seine Aufspaltung der Protestanten hatte er sich ohnehin in merkwürdige Schwierigkeiten begeben. Aber schon in seinem ersten Gespräch mit Farnese scheint der Kaiser durch seine Klagen über die Hartnäckigkeit der Protestanten und durch Äußerung seiner Sorgen vor ihrer Offensive, über Württemberg und Braunschweig hinaus, den Kardinal zur Kriegsbereitschaft entflammt und aus der noch vorgeschützten Defensivstimmung den Offensivgedanken in sich selbst freigemacht zu haben.

Nach seinem Brief an die Königin Marie zeigte sich Farnese ganz überrascht von seinen Eröffnungen. Doch muß der Legat die Sache äußerst lebhaft aufgegriffen haben, denn binnen kurzem trat man in entscheidende Verhandlungen, die sich in den Tagen vom 22. bis zum 27. Mai abspielten. Es waren Tage der Hochspannung in allen Lagern. Gerüchte ohne Maß durchschwirrten die Luft. Es gab zu denken, daß ein sizilianischer Mönch in einer leidenschaftlichen Predigt den Kaiser in Gegenwart des Legaten auffordern durfte, nun endlich seine Hand zum Reiserkriege zu erheben. Es wirkte auch nicht beruhigend, daß der Kardinal in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai bei schwerem Gewitter plötzlich verschwand. Verkleidet und in höchster Eile ritt er nach Rom, wo er am 8. Juni eintraf.

Schon am 17. Juni fiel dort die Entscheidung mit dem großartigen Angebot seines päpstlichen Großvaters an den Kaiser auf Zahlung von weiteren 100 000 Dukaten sofort, auf Bestellung von 12 000 Knechten und 500 Pferden auf vier Monate, einer Bewilligung aus dem Vermögen der spanischen Kirche bis zu 500 000 Dukaten und fast derselben Summe aus ihren Einnahmen. So hatten die Eisen und Steine der Kette des Goldenen Vlieses in den Zunder der Kurie überraschend schnell ein glühendes Feuer geschlagen.

Der Nuntius Mignanello begleitete die mündlichen Darlegungen des Kardinals mit einem Gutachten, das alle Bedenken gegen die machtpolitischen Ab-

sichten des Kaisers hinwegräumte. Die Erwägungen der Kurie konnten in der That nicht einfacher sein. Kam es jetzt zum Protestantenkrieg, so war man des gefürchteten Konzils ledig, niemand drängte mehr auf unerwünschte Reformen, der Kaiser wäre abgelenkt und würde den verbündeten Farnese in Italien gern freie Hand lassen. Das waren so große Vorteile, daß man alle Gefahren in den Kauf nehmen durfte.

Die Erwägungen des Kaisers waren weniger bequem und zuversichtlich. Zwar sah auch er einige Wochen offenbar dem Gedanken des Krieges ernstlich ins Gesicht, weil er sich seit Jahrzehnten sowohl gegenüber den Türken wie in Italien und gegenüber Frankreich nicht in so glücklicher und gesicherter Lage befunden hatte. Wohl auch, weil er bei dem Papste ein so brennendes Interesse und eine so wirksame Unterstützung fand. Vielleicht war es ihm sogar erwünscht, daß er jetzt in dem Konzil gleichzeitig ein zweites Druckmittel gegen die Protestanten besaß; vielleicht konnten nach dem alten Wortspiel Kanones und Kanonen zusammenwirken.

Und doch stellten sich dem sofortigen Beginn des Krieges nur zu bald die größten Schwierigkeiten entgegen. Mit Bayern, an das man sich schon damals von Regensburg aus anlehnen wollte, kam man nicht so rasch zum Ziele. König Ferdinand und Marie warnten. Die Königin berief sich auf die Geschichte Kaiser Sigismunds, der noch ganz Ungarn besessen und weniger Feind: gehabt habe, gleichwohl mit den Böhmen nicht fertig geworden sei. Auf Frankreich und den Papst sei kein Verlaß: England und Dänemark würden den Protestanten helfen und diese schlimmer machen als Hunnen und Vandalen, die einst aus derselben Wetterecke gekommen seien und alle Provinzen ruiniert hätten.

Sah man näher zu, so war doch auch der Kaiser keineswegs gerüstet und die Jahreszeit im Vorschreiten. Später beklagte er sich heftig darüber, daß der Papst sofort „die Trommel gerührt“, die Mobilmachung begonnen, den Ottavio Farnese zum Gonfaloniere der Kirche bestellt und damit die gemeinsamen Pläne ruckbar gemacht habe. Er behauptete, sich selbst und seinen Bruder, aber auch den Kardinal Farnese auf die Geheimhaltung eidlich verpflichtet zu haben. Wie immer er aber bei sich und nach außen den Wechsel begründete, jedenfalls entschloß er sich schon Anfang Juli, den Krieg für dieses Jahr abzublafen. Granvelle schrieb darüber am 8. Juli sehr vertraulich an die Königin Marie, der Kaiser habe seinen Kavaliere Andelot nach Rom gesandt zur Begrüßung seiner Tochter und diese Gelegenheit benutzt, um von der Kurie Aufschub und den Entwurf eines Vertrages zu erbitten. In Deutschland bemühte

man sich, den schlechten Eindruck von dem, was durchg siebert war, nach Möglichkeit wieder auszugleichen.

Wir kennen den bedächtigen Kaiser zu gut, um nicht zu verstehen, daß ihm bei dem Temperament der Kriegsfreunde bald unbehaglich geworden war. Aber unzweifelhaft hatte er sich durch das unzeitige Vorprellen und das nachträgliche Zurückziehen die Lage ganz außerordentlich erschwert. Denn die Protestanten ließen sich nun nicht mehr überraschen, was die Farnese offenbar beabsichtigt hatten, und bei diesen konnte neues Mißtrauen das ursprüngliche Feuer gar zu leicht dämpfen. In bezug auf die Religionsverhandlungen in Worms aber, und als sie schließlich nach Regensburg verschoben waren auch für den Reichstag selbst, war der rasch eingewurzelte Argwohn nicht mehr zu überwinden. Endlich und vor allem erhob sich unter erschwerten Umständen wieder die alte Frage nach dem möglichen Verhältnis derartiger Religionsverhandlungen zu dem allein dafür zuständigen Konzil. Wenn der Papst jetzt seine Zustimmung dazu gab, so war das entweder ein bewußt gleißnerischer Schein oder eine unverzeihliche Schwäche gegenüber dem Kaiser um der politischen Vorteile willen für das Haus Farnese. Beides haben Zeitgenossen und nachlebende Historiker vermutet. Auch dem Kaiser hat man in diesem Sinne ein falsches Spiel zugetraut.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage.

Der Kaiser hatte in Speyer Verhandlungen über die Religionsfrage auf dem nächsten Reichstag zugesagt, und Melanchthon erwartete mit ängstlicher Spannung deren Verlauf. Der Kaiser hatte damit den Anschein friedlicher Gesinnung zur Schau getragen und die Protestanten getäuscht, die freilich auch ihrerseits aus Klugheit oder Ermüdung gute Worte nicht sparten. Nach den bisherigen Erfahrungen konnten beide Teile solche Verhandlungen unmöglich noch für aussichtsreich halten. In der Tat benutzte der Kaiser sie jetzt weniger, um es nochmals friedlich zu versuchen, als um die Protestanten hinzuhalten.

Aber auch nach der anderen Seite überspannte er um seiner taktischen Zwecke willen die Linie billiger Forderungen. Ernsthafte Religionsverhandlungen neben einem Konzil waren eine Unmöglichkeit. Anders, solange das Konzil noch nicht eröffnet war oder sich von dogmatischen und disziplinären Entscheidungen fernhielt, um sich auf die Reformen zu beschränken. Eben dieses wäre dem Kaiser innerlich das Liebste gewesen. Er rechnete außerdem noch mit all dem Unfertigen, mannigfach Abgetönten in dem damaligen deutschen Protestantismus, dessen tiefere halb religiöse, halb politische Lebenskräfte ihm verborgen blieben. Er glaubte, die einen noch gewinnen zu können und die anderen durch ihre Ablehnung von Gespräch oder Konzil ins Unrecht zu setzen oder weiter zu ent-

zweien; vor allem, den Krieg damit vielleicht doch noch zu vermeiden. Er begriff nicht, was er allen Teilen zumutete, und wie unwürdig die Lage einer allgemeinen Kirchenversammlung werden mußte, wenn sie ihre Uhr schlecht hin nach der seinigen stellen sollte.

Ist es verwunderlich, daß Zeit und Nachwelt vielfach die allzu fein gesponnene Politik des Kaisers verschlagen nannten? Daß die Legaten am Konzil, besonders ihr fleißiger Sekretär Massarelli, sich in dieser tatenlosen Muße von Trient in hellen Zorn hineinredeten? Dazu gefiel sich die kaiserliche Diplomatie darin, mit diesen hilflosen Legaten zu spielen. Empfahlen sie die Verlegung des Konzils, so sagten ihnen Madruzzo oder Don Diego Mendoza, damit würden sie nur eine Verlegung nach Deutschland herbeiführen. Drangen sie auf Eröffnung ihres Konzils, so beschied man sie, der Kaiser halte es für besser, zu warten.

Das Bedürfnis des Kaisers, die Protestanten zu beruhigen, ihnen das Religionsgespräch als ein Entgegenkommen hinzustellen, im Reichstagsabschied Papst und Konzil unerwähnt zu lassen, hatte im übrigen nur zur Folge, daß die Altkirchlichen, die er doch auch brauchte, sich um so ablehnender verhielten. Der Kaiser hatte schon die Anberaumung des neuen Religionsgespräches nach Regensburg auf den bevorstehenden 30. November nur aus eigener Machtvollkommenheit in den Abschied vom 4. August einsetzen können. Es war ein von Kurpfalz gewiesener Ausweg gewesen, den Protestanten eine Nationalversammlung anzubieten, über deren Beschlüsse dann das Konzil entscheiden möge. Der Vorschlag war zum Religionsgespräch verkümmert und so angenommen. Aber der Kaiser täuschte sich, wie so viele seinesgleichen, wenn er die Zugeständnisse, die er empfieng, für ernsthafter hielt, als diejenigen die er machte.

Obgleich der Reichstagsabschied von Worms eigentlich schlimmer war als derjenige von Speyer, schwieg die Kurie. Angesichts der eben noch fast greifbaren Aussicht auf den Krieg hätte ihr die Gefahr einer friedlichen Lösung doppelt groß erscheinen müssen. Allein es erging kein zweites Tadelsbrevé. Dafür hatte sich das Haus Farnese inzwischen selbst geholfen, und der Kaiser ließ es geschehen, daß der Papst von seinem Sohne Pier Luigi für die Kirche die kleinen Herrschaften Camerino und Nepi gegen das Fürstentum von Parma und Piacenza „eintauschte“. Bald danach, am 27. August, gebar die Kaiserstochter Margarete Zwillinge, die auf die Namen der beiden Großväter getauft wurden; von ihnen sollte Alessandro einmal eine welthistorische Figur werden. Burgund und Farnese schienen aufs innigste verbunden.

In diesem Spätsommer 1545 gab es mit neuen Hoffnungen und Verlusten auch sonst neue Möglichkeiten. Am 8. Juli wurde dem Prinzen von Spanien

sein erster Sohn Don Carlos geboren, was in Trient dem Bischof von Bitonto Gelegenheit gab zu einer ganz überschwenglichen Predigt auf das erlauchte Kaiserhaus. Aber Philipp verlor seine portugiesische Gemahlin im Wochenbett; mit 18 Jahren wurde er zum ersten Male Witwer. Nicht lange nachher, am 9. September, starb der Herzog von Orléans. Der Kaiser war vor sich selbst so ehrlich, in seinen Memoiren hinzuzusetzen „von Gott gegeben“. Nun war er auch die Alternative los. Er brauchte nichts herzugeben in dem Augenblicke, wo er nach dem Letzten verlangte. Immerhin schien es ihm gut, Verstimmungen aufzufangen, und so beauftragte er schon am 15. September seinen Gesandten St. Mauris, die Königin zu bitten, wegen einer Verbindung der Prinzessin Margarete mit dem Prinzen Philipp zu sondieren. Eleonore hatte sich inzwischen schon für ihre eigene Tochter bemüht, und auch der Kaiser behandelte weiterhin die prinzliche Ehe lässig.

Um so eifriger zeigte sich die französische Politik. Sie erhob nebenher natürlich ihre alten Forderungen auf Mailand, und der Kaiser sah sich wieder zurückgeworfen auf eine Verteidigung des Friedens. Granvelle faßte die Erörterungen eines erweiterten Staatsrats über die Folgen, die der Tod des Herzogs von Orléans für die Abmachungen von Crépy haben mußte, dahin zusammen, daß die vertragsschließenden Fürsten nichts anderes gewollt hätten, als einen ewigen Frieden. Infolgedessen könne der Vertrag nicht dadurch hinfällig werden, daß Gott gegen ihre Absicht und ohne ihre Schuld etwas anders gefügt habe, als sie erwarteten. Das wäre so, meinte er, wie wenn eine abgetretene Stadt durch ein Erdbeben plötzlich vom Erdboden verschwände; sie könne unmöglich den beschworenen Vertrag mit sich hinabreißen.

So leichten Kaufes ließen die Franzosen denn doch den Kaiser nicht im Genuß der Erfolge von Crépy. Bald lagerte wieder der alte Druck über den Mächten. Er trieb zu längst verbrauchten Mitteln. Noch waren Mary von England, Margarete von Frankreich und Jeanne d'Albret unvermählt. Außer dem Prinzen von Spanien boten die Söhne und Töchter Ferdinands, wie bisher unbegrenzte Möglichkeiten. Das Haus Farnese war durch Parma und Piacenza, die der Kaiser lieber unmittelbar an seinen Schwiegersohn Ottavio gebracht hätte, keineswegs gesättigt. Die savoyische Frage war ungelöst. Vollends die englische. Am Kaiserhofe sah man sich vom November ab hineingezogen in eine französisch-englische Vermittlung, die gleichzeitig von protestantischen Gesandtschaften angestrebt wurde. Schließlich diente doch alles nur dazu, nach jeder Seite hin die Gelegenheiten abzufühlen und zu nutzen.

Der Kurie war das immer noch nicht eröffnete Konzil in Trient unbequem.

Für seine Verlegung oder Vertagung war sie zu den merkwürdigsten Zugeständnissen bereit. Dagegen schien der Kaiser seine aufschiebenden Forderungen fallen zu lassen, um das Konzil überhaupt zu halten. Ein empfänglicher Diplomat wie Juan de Vega in Rom mochte dadurch zu einer Denkschrift veranlaßt werden, die ein befremdendes Verständnis für die Wünsche der Kurie zeigte, dafür aber in Erwägung zog, daß man unter Mitwirkung des Papstes aus dem deutschen Reich ein Erbreich für das Haus Habsburg machen könnte, und durch ein Bündnis zwischen Papst, Kaiser und Frankreich in Deutschland, England und Ungarn neue Ordnungen schaffen.

Politische Träumereien solcher Art oder hinhaltende Verhandlungen füllten die Depeschen und Audienzen. Die Linie des Geschehens aber lief über Trient und die Frage des Protestantenkrieges.

Weltliche und geistliche Rüstungen 1545

„Die Welt soll erkennen, daß es an uns nicht liegt“, sagte Paul III am Abend des 30. Oktober zu seinem Berater Luigi Beccadello, als er sich anschickte, das vor zehn Jahren ausgeschriebene, dreimal hinausgeschobene und vor einem halben Jahre anberaumte Konzil nun endlich eröffnen zu lassen. Die Freunde der Kirche hatten dazu gedrängt. Man wählte den dritten Adventssonntag „Gaudete“ als passendes Gegenstück zum Sonntag Laetare, dem verfloßenen Einberufungstage. Die Legaten, die den Bescheid erst wenige Tage vor dem 13. Dezember erhielten, atmeten auf.

Das Konzil konnte nun in Tätigkeit treten. Es sollte die Bischöfe der Christenheit vereinigen unter dem Vorsteh papstlicher Legaten. Paul III hatte dazu die Kardinäle Giovanni Maria del Monte, Marcello Cervino und den Engländer Reginald Pole berufen. Monte war der eigentlich repräsentative Präsident, während Cervino als der besondere Vertrauensmann der Farnese galt. Monte hatte in einem Entwurf zur Instruktion für die Legaten vorgeschlagen, die Bischöfe nach den vier Nationen der Spanier, Franzosen, Deutschen und Italiener in gesonderten Quartieren unterzubringen. Zur deutschen Nation rechnete man den ganzen Norden und Osten. Allein wegen Unterbringung der Prälaten brauchte man sich noch sehr lange keine Sorge zu machen. Außer einigen Neapolitanern und Spaniern, die der vornehme

Bischof von Jaën, Pedro Pacheco, führte, waren nur vier Franzosen erschienen, und von der deutschen Nation, der doch das Konzil eigentlich galt, nur der Weihbischof von Mainz, Michael Helding, der auch nur mit Mühe zurückgehalten wurde, als er Anstalten machte, zum Kolloquium nach Regensburg zu fahren. Dazu eine Anzahl von Bischöfen aus dem Kirchenstaat und Oberitalien. Neben den Bischöfen einige Ordensgenerale und Äbte, denen man nach Verhandlungen auch Sitz und Stimme zubilligte. In Begleitung der Prälaten ein paar Theologen von Rang.

Am meisten zu wünschen ließ die Vertretung der weltlichen Mächte. Von Bedeutung war nur der Orator des Kaisers, Don Diego Hurtado Mendoza, zugleich Gesandter in Venedig, wie alle Vertreter seiner Politik gegenüber der römischen Kurie ein vornehmer Castilianer. Es entsprach seiner Abkunft, daß er auch unter den Waffen gestanden hatte. Aber als Schüler des Petrus Martyr d'Anghiera war er zugleich Humanist geworden, Literat und Gelehrter. Darf man ihn als Verfasser des *Lazarillo de Tormes*, jenes ersten spanischen Schelmenromans betrachten, also der Selbsterzählung eines dummdreisten Burschen, so hätte er schon als junger Mensch seine Umwelt mit hellen Augen gesehen und mit festen Strichen karikiert — diese toten Kleinstädte mit dem armen Hidalgo, der ein Haus ohne Möbel bewohnt und nicht bezahlt, dafür in seinem einzigen guten Anzug spazieren geht und Besuche macht, den törichteren aber gutmütigen Betschwestern, dem wohlsituierten und verdorbenen Erzpriester, den geschäftigen Notaren und anderen Figuren des täglichen Lebens. Seinen Aufenthalt in Venedig benutzte Mendoza zur Bervollständigung seiner auserlesenen Bibliothek, die ihm mehr wurde, als Bierstück und Mode. Wir hörten schon seine historischen Argumente aus der Lektüre des Sueton, geleitet von dem Freimut des Granden und dem Machtbegehren des Spaniers. Das weltläufige und kirchenpolitisch unabhängige Venedig mochte der rechte Boden sein für die geistige Entfaltung dieses Diplomaten im Dienste eines univ ersalen Kaisers.

In Trient vertrat Mendoza die uns bekannten, den Legaten durchaus un-
bequemen, aber zur geistlichen Rüstung des Kaisers gehörigen Forderungen
entweder entschlossener Reform oder geduldigen Abwartens, bis der Kaiser
nach dem Stande seiner Verhandlungen des Konzils in einer bestimmten Form
bedürfe. Leider war Don Diego öfter durch Fieber behindert und von Trient
abwesend. Man kann nicht sagen, daß das kaiserliche Kabinett dem Konzil
diejenige gleichmäßige Aufmerksamkeit schenkte, die es im Rahmen der kaiser-
lichen Politik und angesichts des Schwergewichtes seiner Leitung bedurfte.

Die kaiserlichen Bischöfe waren nur zu oft ohne Instruktion. Aber wenigstens neben Mendoza bestellte der Kaiser noch eine Persönlichkeit, die auch sonst für die italienische Politik erwünscht schien. Das war ein anderer Castilianer aus großem Hause, der jedoch als Kleriker und seinem Wesen nach eine abweichende Spielart kirchenpolitischen Denkens vertrat. Don Francisco Alvarez de Toledo entstammte der gleichen Familie wie der Herzog von Alba; er war Neffe des Vizekönigs von Neapel und deshalb Vetter der Herzogin von Florenz. Daß er durch seinen Verwandten Don Enrique de Toledo, den vertrauten Kammerherrn des Kaisers, dessen engstem Kreise nahe stand, bedeutet noch nicht, daß er gegen Mendoza der treuere Interpret kaiserlicher Anschauungen gewesen wäre. Denn den Kaiser umgaben sehr verschieden geartete Persönlichkeiten, und es war seine Größe, daß er sie alle ertrug und meisterte. Toledo und de Vega vertraten die kurienfreundliche Richtung.

Indessen versuchte damals den stärksten Einfluß auf den Kaiser auszuüben sein Beichtvater Pedro de Coto, der zu den schroffsten Aktivisten gehörte, aber der Kurie keineswegs kritiklos gegenüber stand. Die Berichte der Nuntien sind voll von ihm und von seinem Eifer für den Protestantenkrieg. Daß der Kaiser ihm Widerstand entgegenstellte, wissen wir. Er scheute diesen Krieg aus mancherlei Gründen. Wenn aber seine letzten und allerletzten Versuche gütlichen Zuredens oder entgegenkommender Bedingungen, wie er sie verstand, fruchtlos sein sollten und der Krieg unvermeidlich zur Erhaltung seines kaiserlichen Ansehens, dann wollte er ihn gründlicher vorbereitet haben, als im letzten Sommer; dann wollte er auch das Moment der Überraschung wiedergewinnen; dann sollte vor allem der Vertrag mit dem Papste möglichst günstig sein.

Über diesen verhandelte man ein ganzes Jahr lang durch Gesandte, Briefe und Beratungen. Die Kurie beriet in Kongregationen und mit dem Gesandten de Vega, dessen fromme Gemahlin, eine Osorio, zu den ersten hingebenden Verehrerinnen des Ignatius von Loyola gehörte. Jetzt und später zeigte sich auch de Vega selbst weich und entgegenkommend. In dieser Luft atmete sein Sekretär Pedro Marquina, der zum Träger der weiteren päpstlich kaiserlichen Verhandlungen werden sollte — daran freilich wie sein Herr scheiterte.

Der Kaiser hatte an dem ersten Entwurf vieles auszusetzen. Daß in der Einleitung angesichts der Kriegsbereitschaft der beiden höchsten Häupter der Konzilsgedanke zurückgeschoben war, lehnte er ab, um dem Papste nicht die Handhabe zu bieten, sich des Konzils ganz zu entledigen. Er beanstandete auch die Beschränkung seines Rechtes auf Verhandlungen mit den Protestanten, wie er denn an seinem Religionsgespräch in Regensburg nochmals gegen

den Papst festhielt. Über die materiellen Dinge, die Höhe der päpstlichen Barleistung von 200 000 Dukaten oder mehr, über den Verkauf aus dem spanischen Klostervermögen, die Verpflichtung des Papstes zur Bestellung seiner Truppen auf sechs, statt nur auf vier Monate, wurde heftig hin und her gestritten. Das gab Verzögerungen und Ärger. Im Gegensatz zu der Windeseile, mit der Alessandro Farnese im Mai 1545 binnen vierzehn Tagen die entscheidende Zustimmung des Papstes erwirkt hatte, ließ man in Rom den Kaiserhof mit Ungeduld auf die Rückkehr von Andelot und mit derselben Spannung auf das Kommen von Marquina warten, der am 3. Oktober endlich eintraf und trotz erneuter schleuniger Abfertigung erst nach zehn langen Wochen, am 27. Dezember zum zweiten Male an den Kaiserhof zurückkehrte. Nun zögerte freilich auch der Kaiser seinerseits fast die ganze erste Hälfte des nächsten Jahres mit dem endgültigen Vollzug des Vertrages — wie er am 30. Januar seinem Bruder schrieb und auch den Nuntien mitteilte: um die katholischen Fürsten nicht zu umgehen.

In der Zwischenzeit rangen die uns bekannten inneren und äußeren Kräfte um seine Seele. Pedro de Soto griff zur Feder, um in einer berühmten Denkschrift dem Kaiser zuzureden, seine Bedenken gegen den Vertrag und den Krieg fallen zu lassen. Er argumentierte, man dürfe nicht daran zweifeln, daß das Unternehmen glücklich durchgeführt werden könne. Die protestantischen Theologen und Fürsten seien untereinander zerfallen: der Schmalkaldische Bund gar nicht so stark, wie man glaube; zwischen Fürsten und Städten seien Entfremdungen eingetreten, die Städte und ihr Handel auf die Länder des Kaisers angewiesen. Den einzigen Führer, den Landgrafen, könne man vielleicht irgendwie aufheben lassen! Seine Erfolge gegen Braunschweig würden überschätzt; der Herzog habe seine Gefangenschaft der eigenen Kopflosigkeit zuzuschreiben. Auf der kaiserlichen Seite aber stehe Gottes Sache, und den Protestanten könne man nur Abias Wort gegen das Heer des Jeroboam zurufen: „Streitet nicht wider den Herrn, den Gott Eurer Väter, es ist doch vergeblich!“ Die Fesseln, die der Papst dem Kaiser im Vertrage anlegen wollte, seien nicht schwer und zur Not abzustreifen. Wenn die Protestanten in der Hauptsache Zugeständnisse machen würden, und der Papst sich dann weigere, für die Nebendinge Dispense zu erteilen, so verlese er den Geist des Vertrages. In diesem Falle könnten gegen den Nachfolger Petri die Urteile von gelehrten und verständigen Leuten angerufen werden. Der Beichtvater ging so weit, zuzugestehen, daß das Mißtrauen des Kaisers gegen den Papst berechtigt sei, da dieser vor allem für sein Haus Sorge. Aber, fügte er hinzu, er könne ihn doch

„nicht für so diabolisch halten, daß er den katholischen Glauben vernichten wolle, indem er den Kaiser in ein großes Unternehmen treibe und später im Stiche lasse“.

Daß gerade diese Befürchtung sich verwirklichen sollte, stellt bei aller Anerkennung seiner Weltkenntnis doch der Prophetengabe des Weichtvaters kein gutes Zeugnis aus. Der Kaiser war denn auch weit entfernt, ihm ohne Bedenken zu folgen; ja, wie er de Vega als Gesandten in Rom schon im Herbst durch Diego Mendoza ersetzte, so hat er zwei Jahre später auch den Pedro de Soto wieder aus seinem Dienst scheiden lassen, mag er auf ihn auch während des Krieges gelegentlich noch gehört haben.

Die Verhältnisse in Deutschland aber, auf die Soto mehrfach anspielte, richten unsere Blicke noch einmal auf die Protestanten und ihre Kriegsbereitschaft.

Der plänereiche und unruhige Herzog von Braunschweig hatte im September und Oktober 1545 versucht, sein Land zurückzugewinnen, anfangs erfolgreich. Während der Belagerung von Wolfenbüttel aber nötigte ihn das Entsatzheer des Schmalkaldischen Bundes unter Führung des Landgrafen, diesem entgegenzuziehen. Der Kurfürst von Sachsen hatte sein Kontingent dem Herzog von Lüneburg unterstellt. Moritz, nicht durch Bundeszugehörigkeit, sondern nur durch persönlichen Vertrag seinem Schwiegervater zur Hilfe verpflichtet, folgte gerüstet dem Bundesheere, um womöglich zu vermitteln, was ihm nach allen Seiten hin das Sicherste dünkte. Zwischen Kalefeld und Northeim kamen sich die Truppen ganz nahe, die Schmalkaldischen in großer Überlegenheit. Moritz drängte seine Vermittlung dem widerstrebenden Landgrafen immer wieder auf, vergebens. Auf eigene Faust unternahm er sie gleichwohl. Am 19. Oktober traf er sich mit Heinrich in dem nahen Kloster Wiebrechtshausen und schlug ihm Bedingungen vor, die der Landgraf keineswegs gebilligt hatte. Als Heinrich auch diese ablehnte, war der Zusammenstoß in einem größeren Gefecht nicht aufzuhalten. Doch ließ sich der Kampf bald so unglücklich für den Braunschweiger an, daß er seine eigenen unbezahlten Leute nicht weniger zu fürchten hatte, als die Gegner. Moritz übersah die Lage und forderte ihn nochmals zur Ergebung auf unter seiner Vermittlung. Die Ergebung erfolgte, aber die Bedingungen wurden vom Landgrafen abgelehnt. Das war das erste Mal, daß Moritz' Vermittlung übel ausging und ihn selbst beiden Teilen entfremdete. Herzog Heinrich wurde samt seinem Sohn nach Biegenhain in hessischen Gewahrsam gebracht.

Da Herzog Ludwig von Bayern im Frühjahr dieses Jahres gestorben war, fehlten dem katholischen Bunde, dessen Stunde zu schlagen schien, seit dem

Herbste 1545 seine beiden Häupter. Die Schmalkaldischen triumphierten. Sie rüsteten zu einer Tagung in Frankfurt, auf der sie neuer Ausichten, allerdings auch gefährlicher innerer Schwächen ihrer Sache bewußt werden sollten. Moritz, der sich wohl konfessionell, wenn auch nicht bündlich zu seinen Glaubensgenossen bekannte, überreichte seinem Schwiegervater Gedanken über die Beilegung des Kirchenstreites, die wie ein Gegenstück zu den kaiserlichen Ideen anmuten: Neue theologische Ausgleichsversuche, ein Konzil auf deutschem Boden und, wenn alles scheitere, letzte Entscheidung durch einen Fürstenausschuß unter Vorsitz des Kaisers. Daß der Landgraf darauf nicht eingehen konnte, ist selbstverständlich. Allein man darf derartige Gedankengänge nicht übersehen, wenn man die immer noch abwartende Politik des Kaisers verstehen will.

Zu allem Überfluß überwarf sich Moritz gerade in dieser Zeit auch noch mit seinem ernestinischen Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich, wegen allerlei territorialer Nichtigkeiten, hinter denen freilich eine tiefere Eifersucht der beiden Linien und bereits der Kampf um die reichen Stifte Magdeburg und Halberstadt lauerte — alles zusammen Grund genug, den jungen Herrn, ebenso wie Markgraf Hans von Brandenburg-Küstrin, den Schwiegersohn des gefangenen Braunschweigers, und den längst von Granvelle ungarnten Albrecht Alcibiades von den Glaubensgenossen weg zum Kaiser zu ziehen.

Doch winkten den Schmalkaldischen auch große Ausichten. Sie tagten bis zum 6. Februar 1546, bemühten sich um ihre Bundesverfassung und verhandelten mit zwei rheinischen Kurfürsten über Anschluß oder Anlehnung. Der eine war Hermann von Wied, Kurfürst von Köln, der in den letzten Jahren unter Billigung seiner weltlichen Stände vorsichtig auf der Bahn einer maßvollen Kirchenreformation vorangeschritten war. Klagen des Domkapitels und der Universität hatten in Rom und am Kaiserhofs zu Warnungen und zur Einleitung eines Verfahrens gegen ihn geführt. Der Kaiser war hier, im Grenzgebiet seiner Erblände, ganz besonders empfindlich. Jetzt wandte sich der Kurfürst um Hilfe an die Schmalkaldischen in Frankfurt und an seine Mitkurfürsten.

An den Bund wandte sich auch Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der am 17. Januar 1546 mit seiner Gemahlin, der dänischen Dorothee, das Abendmahl unter beiden Gestalten nahm und in seiner Art ebenfalls Miene machte zu einer Reformation. Ihm fehlte es von jeher an politischer Witterung, wie sie Moritz auszeichnete und belastete; sonst hätte er diesen Schritt wohl nicht gerade jetzt getan, wo man sich über die Absichten des Kaisers kaum noch einer Täuschung hingeben konnte. Dem Kurfürsten gelang es nicht ein-

mal, in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen zu werden. Waren es wirklich nur Meinungsverschiedenheiten in bezug auf seine Leistungen? Oder wollte der Landgraf, der vor allem dagegen war, keinen zweiten Kurfürsten in diesem Bunde haben, den er zusammen mit Jakob Sturm von Straßburg geistig beherrschte? Immerhin erklärten die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, daß sie in Religionsfachen mit dem Bunde gehen würden.

Die Mahnungen des Landgrafen auf Bereitschaft und Rüstung erfuhren eine merkwürdige Unterstützung durch einen aufgegriffenen Brief des Kaisers an den König von Polen mit der Bitte um Hilfe gegen die Protestanten, falls diese nicht zur Vernunft kämen. Un sich nichts Neues. Aber solche Mitteilungen und die alten Gerüchte bekamen ihre Bedeutung dadurch, daß alle Welt wußte, wie unbehindert der Kaiser zur Zeit da stand. Noch gab es jedoch viele Protestanten, die nicht an eine Gefahr glauben wollten oder sich sonst ihren Pflichten entzogen. Der Bundestag von Worms, den man am 22. April nach Regensburg verlegte, gab kein wesentlich erfreulicheres Bild. Eifersüchteleien an allen Ecken und Enden, Spannungen zwischen Fürsten und Städten, Kleinmut und Torheit.

Indessen, gerade wenn man das alles in Rechnung zieht und sich dann vergewärtigt, daß dieses Häuflein von Protestanten bald ein schlagkräftiges Heer aufstellen sollte, das dem Kaiser, der über unendlich viel größere Mittel und über die freie Wahl des Zeitpunktes zum Losschlagen verfügte, vorübergehend wirklich gefährlich und viele Monate lang ebenbürtig sein sollte, so gewinnt man erst eine Vorstellung von den inneren Kräften dieser deutschen Bewegung, die trotz allem Jagen und allem Mangel an Disziplin schließlich doch eine weltgeschichtliche Macht bedeutete.

Mittlerweile zog der Kaiser, oft von Krankheit gehindert und festgehalten, durch seine Niederlande. In Utrecht hielt er im Januar 1546 ein Kapitel des Goldenen Blieses, das ihn veranlaßte, dem Pfalzgrafen ins Gewissen zu reden. Über Zutphen und Nymwegen gelangte er nach Maastricht, wo er vom 19. Februar bis zum 2. März verweilte. Hier trennte er sich von seiner Schwester Marie mit den Worten, „daß er alles tun wolle, um Deutschland Ordnung und Frieden zu geben, aber bis zum äußersten bestrebt, den Weg der Gewalt zu vermeiden“. Granvelle versicherte die Königin wenige Wochen später aus Luxemburg, daß auch er dazu alle erdenkliche Beihilfe leisten werde.

Über Lüttich, Luxemburg, Wallerfangen und Saarbrücken zog der Kaiser weiter an den Rhein, um von hier noch in der Fastenzeit Regensburg zu er-

reichen. Er betrachtete diese Fahrt nicht ganz mit Unrecht als gefahrvoll und gefiel sich in dem Vergleich mit seiner ebenso mutigen Durchquerung des kurz vorher noch feindlichen Frankreich im Winter 1539/40. Dafür öffneten und erweiterten sich ihm neue Einblicke in die Lage. Sie machten ihn erregter, zorniger, aktiver und doch wieder überlegamer und bedächtiger. Denn unterwegs spielten sich alle jene denkwürdigen Empfänge deutscher Fürsten und Deputationen ab, die ihn um so mehr zwangen zu „dissimulieren“, je entschlossener er in sich wurde.

In Maastricht empfing der Kaiser die Gesandtschaft der Kurfürsten und Fürsten, die Fürbitte einlegten für den Kurfürsten von Köln und baten, daß der Kaiser kein Kriegsvolk in das Reich führen möge; man sei besorgt nach alledem, was über die Sendung Farneses im vorigen Jahr bekannt geworden sei und bestürzt durch die Ankunft eines neuen römischen Boten — man meinte Marquina. Der Kaiser, der wegen Köln in einer höchst wortreichen Erklärung auf den Reichstag verwies, hat das Wesentliche seiner Antwort nicht ohne Selbstgefälligkeit in seinen Memoiren festgehalten: Er habe beschlossen, den römischen Boten einstweilen nicht abzufertigen. Im übrigen sähen sie selbst, daß er nur seine gewöhnliche Begleitung bei sich habe. Er wünsche Frieden und Einigkeit und würde nur gezwungen zu den Waffen greifen. Das war noch immer nicht ganz unwahr.

Noch weniger ganz wahr. Denn schon am 16. Februar hatte er dem Prinzen Philipp offen geschrieben, daß er mit dieser Haltung die Fürsten zu täuschen gedenke; er wolle ihnen unterwegs frei antworten können. Denn sein Entschluß zum Kriege stehe fest. Gottes Dienst und die ihm verliehene höchste Würde forderten ihn gebieterisch. Der Krieg sei auch möglich, da er vom Türken Waffenruhe hoffe, Frankreich und England einander festlegten, die Hilfe des Papstes genüge und die Protestanten unter sich uneins seien. Er hoffe in Anlehnung an Bayern und Österreich von Regensburg aus den Aufmarsch seiner Truppen bewerkstelligen zu können.

In Wallerfangen erschien der Graf Baudemont, Schwager und Mitregent seiner Nichte Christine. Der Kaiser entnahm dem Gespräch die Beruhigung, daß er in Lothringen geordnete Verhältnisse hinter sich lasse. Das erschien ihm wichtig wegen Frankreich und der Niederlande.

In Speyer vom 24. bis zum 29. März spielten sich dann die weitaus wichtigsten Besprechungen ab. Da sah man den neuen Erzbischof von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, der seine protestantischen Nachbarn enttäuschte und sich um die kaiserliche Bestätigung bewarb. Mit ihm den Bischof von Speyer,

Philipp von Hlersheim. Karl empfing auch die Kurpfälzischen Herrschaften, die ihn besuchten, obwohl sie nicht geladen waren. Er war höflich, wenn auch ernst. Anders ging es mit dem Landgrafen. Um sein Erscheinen hatte sich der Kaiser auf den üblichen Umwegen bemüht. Er wollte ihn dadurch wenigstens für den Augenblick lahm legen und gab sich frei und unbefangen. Doch empfanden beide ihre Zusammenkunft als kühn und entscheidend. Auch der Landgraf war in dieser Stimmung aufgeräumt und freimütig; er kam mit 200 Pferden, den Falken auf der Hand. Man war zusammen auf der Jagd und bei Tische. Von einem Teil der Gespräche haben wir genaue Protokolle.

Für den Kaiser bedeuteten die Eindrücke von diesen Gesprächen ganz offenbar eine Versteifung in seinen feindseligen Stimmungen und Absichten. Er hatte anscheinend doch noch mit einer anderen Haltung gerechnet. Statt dessen fand er den Landgrafen hartnäckig, ablehnend, schroff. In der Kirchensache verlangte dieser schlechtthin Bestätigung der Zugeständnisse von Speyer. Wegen des Braunschweigers ließ er nicht mit sich reden. Er glaubte den Kaiser darüber belehren zu müssen, was das Reich für ihn bedeute. Granvelle konnte es nicht lassen, dazwischenzuwerfen, „keinen Pfennig, sondern nichts als Ärger und Sorgen“. Der Kaiser empfand es ähnlich wie 1530 in Augsburg als taktlos, daß der Landgraf ihn ermahnte, sich mit dem Evangelium zu beschäftigen.

Man pflegt ganz richtig zu betonen, daß der Kaiser seinen Zweck erreicht habe, ungefährdet über den Rhein zu kommen. Nur daß die Besprechungen von Speyer für ihn viel mehr bedeuteten. Sie machten Stimmungen in ihm wieder frei, die zwischendurch von einer Fülle ängstlicher Überlegungen überdeckt waren. Am 29. beschwor er seinen Bruder noch einmal, unverzüglich mit ihm zusammenzutreffen. Es stehe alles auf dem Spiele.

Regensburg 1546

Nun befand er sich in Regensburg. Am 10. April, noch vierzehn Tage vor Ostern, war er eingezogen. Das Religionsgespräch, dessen Kolloquenten er ausgesucht hatte, war von der Gegenseite gesprengt worden. Auch die Theologen scheinen schärfer und fecker gewesen zu sein. Es gelang nicht, sie wieder zusammenzubringen.

Die Stimmungen waren erregt und gereizt. Eine furchtbare Bluttat, eben in den letzten Tagen, wirkte wie ein weltgeschichtliches Symbol. Man sprach von Kain und Abel. Ein junger spanischer Theologe, Juan Díaz, einst Stu-

dent in Wittenberg, hatte Bucer zum Kolloquium begleitet, wohin durch Verhängnis auch sein altgläubiger Bruder Alfonso, ebenfalls Kleriker, gekommen war. Als Juan sich zu einer Druckerei nach Neuburg an der Donau begeben hatte, folgte ihm sein Bruder nach, um ihn dort am 26. März im Bett erschlagen zu lassen. Das Ausweichen des Kaisers auf die entrüstete Klage der Protestanten ließ erkennen, daß man sich nun auch in den sittlichen Lebensgrundlagen voneinander schied.

Es waren düstere Frühlingstage, und das geschäftige Treiben in der Reichstagsstadt verhüllte nur schlecht die allgemeine Erregung. Wieder wie vor fünf Jahren wartete der Kaiser umsonst auf die Fürsten selbst. Wieder ging er nach Straubing zur Jagd, nachdem er gegen seine Sicht eine erfolgreiche Holzkur durchgemacht hatte. Er sei erfrischt und verjüngt, sagte man, als er heimkehrte, und in Regensburg entzog er sich denn auch keineswegs dem ungebundenen Treiben, das sich nur zu leicht um den Hof entwickelte und dessen Versuchungen mit Glanz und Tand auch gute Bürgermädchen ergriffen. Die Reste von Altdorfers Fresken im „Kaiserbad“ spiegeln die sehr frei gewordenen Sitten. Wir wissen wenig von Barbara Blomberg. Aber in diesen Wochen empfing sie von dem Kaiser das Kind, das später als Don Juan d'Autria neben den nur wenig älteren Alessandro Farnese treten sollte — Sohn und Enkel von ungewöhnlicher Begabung, besonders in den Angelegenheiten des Krieges.

Die kaiserlichen Räte standen in aussichtsreichen Verhandlungen — nicht mehr zum Frieden.

Das Wichtigste war die Verständigung mit Bayern, für die seit langem der Kardinal Otto Truchseß von Augsburg tätig war. Wir wissen, wie alt der Plan einer wittelsbachisch-habsburgischen Familienverbindung war und was ihr entgegenstand. Die Häuser hatten sich ein Menschenalter lang in allen Dingen einander entfremdet. Jetzt verband sie endlich die gemeinsame Front gegen die Konfessionisten. Die Wittelsbacher vollzogen ihre weltgeschichtliche Einschwenkung an die Seite der Habsburger und in die hohe Politik der Gegenreformation. Jetzt konnte der dynastische Ehrgeiz des selbstbewußten Hauses Bayern befriedigt werden, wenn der Erbprinz Albrecht durch die Hand der ältesten Tochter Ferdinands, sei es auch nur in weiter Ferne, doch noch Aussichten auf Böhmen erhielt. Viel näher, nach dem Verhalten von Kurpfalz, die Hoffnung auf die wittelsbachische Kur, ebenfalls entsprechend alten bayrischen Ansprüchen. Welche Wendung, daß nun das Kaisertum die Gefährlichkeit des Kollegiums der Kurfürsten für die Krone in ihr Gegenteil verkehrte und aus seiner Verfügung über die Kurwürden eine wirksame Waffe machte! Auch auf Pfalz-

Neuburg eröffneten sich Anwartschaften. Alles dieses war schon vor dem Eintreffen Ferdinands und des alten Herzogs Wilhelm am 30. Mai zur beiderseitigen Zufriedenheit geregelt. Wenn die Bayern gleichwohl den Anschluß an die kaiserliche Politik mit den Waffen in der Hand noch ablehnten, sich auf Sammelplätze, Verpflegung und Munition beschränkten, so war das Vorsicht und eine letzte Nachwirkung der bis jetzt gepflegten Beziehungen zu Hessen. Ob der Kaiser von der zur Schau getragenen Neutralität Bayerns in Wahrheit mehr Nutzen oder Nachteil gehabt hat, als von dem Anschluß, wird uns noch beschäftigen. Die förmliche Vollziehung des Vertrages erfolgte am 7. Juni.

Eben diese war das Signal für den Abschluß und die Ausfertigung der Kapitulation mit dem Papste. Am 21. Mai war der Kardinal Madruzzo in Regensburg eingetroffen, dem der Kaiser die bedeutungsvolle Mission zugedacht hatte. Mit dem Datum des 6. Juni unterzeichnete er am 7. das von dem Sekretär Vargas geschriebene Original des Vertrages. Als bald machte sich der Kardinal auf, um schon am 19. abends in Rom anzukommen. Gleich am nächsten Tage wurde er vom Papst empfangen, der das Abkommen am 22. den Kardinalen vorlegte. An den erregten Verhandlungen nahm auch Madruzzo teil. Er benahm sich dabei so glücklich, daß man in Rom sagte, die Gewandtheit dieser Deutschen stehe in nichts der italienischen nach. Es wurden wohl noch Einschränkungen vorgenommen, die Hauptsache aber bestätigt und am 26. der Vertrag auch vom Papst unterschrieben.

Nach der Instruktion für Madruzzo wünschte der Kaiser die äußerste Beschleunigung bei der Aufstellung der päpstlichen Hilfstruppen, sofortige Geldzahlung und womöglich eine Erhöhung der Summe. Außerdem die halben Einkünfte der Kirche in den Niederlanden; wenn irgend angängig, eine Verlängerung des Bündnisses und der Truppengestellung bis zum Herbst 1547. Dem Kaiser scheint, wie in den ersten Jahren seiner Regierung, sogar ein Dauerbündnis mit dem Papste vorgeschwebt zu haben, das auch gegen Frankreich seinen Dienst getan hätte. Madruzzo sollte von den Erfolgen des Kaisers in Deutschland berichten und die Absetzung des Erzbischofs von Köln und des Bischofs von Münster fordern.

Vieles wurde bewilligt, wie die Einnahmen aus den Niederlanden. Die Sentenz gegen Hermann von Wied vom 16. April wurde durch Breve vom 3. Juli veröffentlicht. Auf die Verlängerung ließ sich der Papst nicht ein, aber die Rüstungen und die Flüssigmachung der Mittel begannen sofort. Waffenankäufe, Werbungen, Bestellung der Führer, Verpflegung, Stationen und Posten — das alles erfüllte die nächsten Wochen.

In Regensburg hatte man inzwischen nicht gefeiert. Zur Eile mochte mahnen, daß eben jetzt, an demselben denkwürdigen 6. Juni, zwischen Frankreich und England der Friede von Guines abgeschlossen wurde, der beide frei machte und natürlich die Befürchtung wach rief, daß von der einen oder von der anderen Seite die deutschen Protestanten unterstützt werden könnten, trotz der älteren Verträge des Kaisers, auf die er durch St. Mauris ausdrücklich hinweisen ließ. In Wirklichkeit trat das Befürchtete zunächst nicht ein.

In Deutschland trieb der Verlauf der Dinge unaufhaltsam zum Kriege. Am 5. Juni war der Reichstag eröffnet worden. Nach einer Ansprache durch den Kardinal von Augsburg hatte der kaiserliche Sekretär Obernburger die Proposition verlesen. Sie klang wie im tiefsten Frieden. Doch hörte man überall von Werbungen. Der Landgraf befürchtete sogar, daß die durch den englisch-französischen Frieden freigewordenen Truppen dem Kaiser zugute kommen könnten. Wie in Worms spaltete sich zuerst der Fürstenrat, dann auch der Kurfürstenrat und schließlich die Versammlung der Städte nach den Konfessionen. Die Protestanten und die Altkirchlichen boten den Anblick von zwei großen Heerlagern. Die Altkirchlichen überreichten am 12. Juni dem Kaiser ihre Antwort auf die Proposition mit dem Hinweis auf das Konzil. Die Protestanten ließen vernehmen, daß die alten Wege nicht mehr gangbar erschienen, daß man Reformationsentwürfe vorlegen solle, wie das in Speyer vorgesehen sei; die Schuld am Scheitern des Gesprächs lehnten sie ab. Der Kaiser lachte.

Man sprach schon davon, gegen wen wohl der Kaiser rüste, ob gegen Köln und Münster oder gegen Hessen, oder auch gegen Sachsen? Die Protestanten beschloßen eine besondere Anfrage. Sie wollten die Altkirchlichen daran beteiligen; Trier und Mainz schienen einen Tag lang dazu geneigt. Dann mußten doch die Protestanten allein fragen. Es war am 16. Juni. Der Kaiser antwortete durch Navas, Kaiserliche Majestät müßten sich gegen ungehorsame Reichsstände „ihrer habenden Autorität nach“ erzeigen. Man war so klug, wie zuvor.

Während die Protestanten sich nicht durch das sofortige Verlassen des Reichstages ins Unrecht setzen wollten, ließ nun der Kaiser seine Maske fallen. Noch am 16. ging er die geistlichen Fürsten durch den Kardinal von Augsburg an, zur Unterstützung des Krieges gegen Sachsen und Hessen ihre Edelmetalle einschmelzen zu lassen. Als nun gar ein kaiserlicher Herold der eben dem Schmalkaldischen Bunde beigetretenen Stadt Ravensburg bei schwerer Ungnade befohl, von ihrer Religion abzustehen, war der geplante Religionskrieg allen offenbar, so sehr auch die kaiserliche Regierung den Mißgriff ableugnete.

Der Reichstag war tot, und es blieb bedeutungslos, daß der Kaiser ihn am 24. Juli noch förmlich verabschiedete.

Die kaiserliche Diplomatie brachte inzwischen ihre Dienstverträge mit den deutschen Fürsten in Sicherheit. Am 19. Juni wurde auch Moriz festgelegt. Der Herzog hatte sich lange gesträubt, so vieles ihn auch, wie wir wissen, locken mochte. Die Diplomatie des Kaisers erwies sich seiner Zähigkeit gewachsen. Moriz hatte sich zu weit eingelassen, als daß er noch hätte zurück können. Doch hatte er selbst zu wenig zu bieten, um wirklich Befriedigendes zu erreichen. Gegen seine Anerkennung der Beschlüsse des Konzils versprach der Kaiser, das Konzil zu überwachen. Die etwa eroberten ernestiniischen Lande sollten ihm nach Ersatz der Kriegskosten zustehen, natürlich ohne die böhmischen Lehen. Die Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt wurde nur in Aussicht genommen, die Verwendung der Kirchengüter „zu milden Sachen“ geduldet. Wegen der Kur, mit der die Räte den Herzog gelockt hatten, versprach der Kaiser in der Abschiedsaudienz vom 20. Juni nichts. Da Moriz drängte, sagte der Kaiser: „Kommet es dazu, so schaue ein jeder zu dem Seinen. Wer etwas bekomme, der habe es, wenn die Acht oder dergleichen sollt ergehen.“

Das alles erschien dem Kaiser damals nebensächlich gegenüber den Abmachungen mit Bayern und der Kurie. Denn schon am 9. Juni schrieb er den Brief an seine Schwester Marie, der immer als der klarste und präziseste Ausdruck seiner Auffassung in diesen Tagen gelten wird.

„Meine Bemühungen unterwegs und das Kolloquium in Regensburg sind gescheitert. Die abgewichenen Kurfürsten und Fürsten haben beschlossen, nicht persönlich zum Reichstag zu kommen, sich vielmehr nach dem Reichstage zu erheben, um die geistlichen Fürsten zunichte zu machen und gegen den römischen König und mich vorzugehen. Wenn man also wartete, wäre alles verloren. So sahen wir, mein Bruder und der Herzog von Bayern, daß es nur noch die Gewalt gibt, sie zu vernünftigen Bedingungen zu zwingen. Die Zeit ist günstig, denn sie sind durch ihre Kriege und Rüstungen geschwächt; ihre Untertanen, zumal der Adel, sind unzufrieden; die Erregung über die Gefangennahme des Herzogs von Braunschweig und seines Sohnes ist allgemein; die Aufspaltung in verschiedene Bekenntnisse und die Hoffnung, einige Fürsten zur Unterwerfung unter das Konzil zu bewegen, wie Moriz und Albrecht, kommen dazu. Außerdem haben wir Aussicht auf die päpstliche Hilfe und auf eine Bewilligung von 800 000 Dukaten oder mehr. Schritten wir jetzt nicht ein, so stünden alle Stände Deutschlands in Gefahr, vom Glauben abzufallen, auch die Niederlande. Nachdem ich dieses alles erwogen und wieder erwogen hatte, entschloß

ich mich, den Krieg gegen Hessen und Sachsen als Landfriedensbrecher an dem Herzoge von Braunschweig und seinem Lande zu beginnen. Und obwohl dieser Vorwand nicht lange darüber täuschen wird, daß es um die Religion geht, so dient er doch zunächst, die Abgewichenen zu trennen. Im weiteren Verlauf könnte man sehen, wie man alles begründet. Seid versichert, daß ich nichts leichtsinnig unternehme, und wenn sie von außerhalb Deutschlands eingreifen wollten, so würden sie zu spät kommen, ich aber die Niederlande schützen.“

„Zur Rüstung soll Büren außer den ihm schon befohlenen zehn Fähnlein noch vierzehn annehmen, insgesamt also 10 000 Mann, dazu 3000 Pferde und 200 Urkebusiere. Die Edelleute könnten sich anschließen, um mit weiteren 100 Gensdarmes meine Leibgarde zu verstärken. Der Sold für Bürens Truppen kann bereits auf die halben Einkünfte der Kirche in den Niederlanden verrechnet werden. Da das Geld aus Spanien noch nicht eingetroffen ist, mögen zunächst 300 000 Gulden auf Wechsel gehen. Gegenüber der Erwägung, daß Büren unterwegs etwas Besonderes unternehmen sollte, etwa gegen Köln oder den Landgrafen, empfiehlt es sich doch, ihn direkt heranmarschieren zu lassen. Wahret das Geheimnis und verständigt mich von allem.“

Das war zugleich die Mobilisierungsbefehl für die Niederlande.

Zwischendurch wurden die politischen Hochzeiten vorbereitet und gefeiert, am 4. Juli diejenige Annas von Österreich mit Albrecht von Bayern. Dann beschied man den vor drei Jahren so schwer gedemütigten Herzog von Cleve, der am 16. Juli eintraf und am 18. Annas fünfzehnjährige Schwester Marie heiraten durfte, um die er seit Orléans' Tode gefreit hatte. Weniger um ihn zu ehren, als um seinen Schwager von Kursachsen zu kränken, wurde Cleve auch das Erbrecht seiner Töchter verliehen, wodurch die noch 1544 von Karl bestätigte Erbverbrüderung zwischen Cleve und Kursachsen gegenstandslos wurde.

Indessen, in diesen Hochzeitswochen herrschte in Regensburg schon nicht mehr die zuversichtliche Stimmung von Mitte Juni. Die Berichte der venezianischen Gesandten lassen die wachsende Nervosität des Hofes erkennen. Sehr vieles verlief ganz anders, als man gemeint hatte. Die oberdeutschen Reichsstädte dachten nicht daran, den Werbungen des Kaisers zu entsprechen. Vielmehr rüsteten sie gegen ihn. Und an demselben 4. Juli, an dem die bayrisch-österreichische Hochzeit stattfand, an dem in Rom Ottavio Farnese erneut zum Generalkapitän der päpstlichen Hilfstruppen bestellt wurde, trafen sich die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, Kurfürst und Landgraf, zu Ichtershausen südlich Erfurt, um sich zur Aufstellung eines Heeres von je 8000 Knechten und 2500 Reitern zu verpflichten. An demselben Tage fertigten sie ihre Be-

glaubigungen und Instruktionen für die Gesandtschaften an Frankreich und England aus, denen sie bald, wenn auch vergebens, sehr einsichtige und drängende Briefe nachsandten. Schon in der nächsten Nacht aber brach von Augsburg das Heer der schwäbischen Reichsstädte auf, um die kaiserlichen Musterplätze um Nesselwang und Güssen auseinanderzusprengeu.

Der Krieg war mit diesen Maßnahmen beiderseits in vollem Gange.

Der Donaufeldzug

Zum ersten Male gab es nun auf deutschem Boden einen Krieg, in dem ganz bewußt um die größten Fragen des geistlichen Lebens und zugleich um die Gestaltung der öffentlichen Ordnung gekämpft wurde. Gekämpft zwischen dem altkirchlichen Kaiser als Vertreter einer universalen Machtbildung und einer Gruppe von reformatorisch gesinnten Reichsständen, die in ihrer Gesamtheit auch ein nationales Anliegen vertraten. Zum ersten Male war es ein europäischer Krieg auf diesem Boden; zum ersten Male auch militärisch eine von den Zeitgenossen bis in das Einzelne miterlebte Angelegenheit.

Die jahrelange Kriegführung des Kaisers und die noch ältere Tradition deutscher Söldnerhaufen und ihrer Führer mit den gesammelten Erfahrungen in bezug auf Musterplätze, Quartiere, Verpflegung, Märsche, Straßen, Pässe, gute und schlechte Stellungen, Kundschafterdienst, Verwendung und Zusammenwirken der Waffen, Schuß und Einsatz der Artillerie hatten das Kriegswesen allgemein im Sinne der italienischen Condottieri und der humanistischen Kenner antiker Kriegsliteratur nach der wirtschaftlichen und der technischen Seite zu einer Kunst entwickelt, in der das Geistige die Oberhand gewann über das elementar Kämpferische. Der große Stil der politischen Gegensätze, die klare Zusammenfassung aller Kräfte in den Händen zweier mächtiger Gegner, die Führung durch die Fürsten selbst, das alles machte diesen Krieg zu einem vorwiegend operativen, in dem es über vier Monate lang keine wirkliche Schlacht und nur wenig größere Gefechte oder Kanonaden gab. Natürlich wirkten sich in diesem fast schachspielartigen Kriege auch die persönlichen Bedingungen der Führung sichtlich aus. Der Kaiser von Natur zögernd und überlegsam; doch auch die Schmalkaldischen, weniger in den einzelnen Führern wie Schertlin von Burtenbach oder dem Landgrafen, als in der Schwerfälligkeit der Bundesverfassung und den Hemmungen städtischer Kriegsräte, zur Vorsicht, zum Über-

liffenwollen, zum Verzicht auf rasche Entscheidungen verurteilt. Ihr Handeln wurde in seiner Abhängigkeit von dem Gegner beiderseits zu einem System von Lushilfen. Da aber die denkenden Menschen hinter den Handlungen der anderen im allgemeinen mehr Klarheit und Folgerichtigkeit vermuten, als sie selbst unter dem Druck wechselnder Umstände aufzubringen vermögen, so begann das Raten und Argwöhnen, der Streit um wirkliche oder vermeintliche Fehler der Kriegführenden schon unter den Zeitgenossen.

Einer von ihnen, der geistreiche Bischof und Geschichtschreiber Paolo Giovio, richtete unmittelbar nach den Ereignissen Briefe, die früh gedruckt wurden, sowohl an die kaiserlichen Generale wie an die Gegner, mit Erkundigungen über die Gründe ihrer bewundernden oder befremdenden Maßnahmen. Karl V zählte im Anschluß daran in seinen Memoiren nicht ohne Befriedigung eine Reihe von Fehlern seiner Gegner auf, ohne damit das neugierige Fragen von Zeit und Nachwelt von seinen eigenen Versäumnissen abgelenkt zu haben. Sein Geschichtschreiber Don Luis d'Avila machte vollends aus der Kriegführung seines Herrn eine überlegen planvoll durchgeführte Handlung. Der auf Jovius zurückgehende Vergleich mit Fabius Cunctator war mehr offene Schmeichelei als Überzeugung.

Für uns rückt dieser Tatbestand die Vorgänge in die höhere Ebene des geistigen Erlebens und bietet darüber hinaus noch den Vorteil, daß ihre frühzeitige Beleuchtung durch die Beteiligten und Mitlebenden die politisch und militärisch kritischen Punkte um so greller hervortreten läßt.

Die erste Frage freilich ist noch selten gestellt worden. Das wäre die nach dem ursprünglichen Kriegsplan des Kaisers. Er wollte eingeständenermaßen gegen Sachsen und Hessen ziehen, sie also in ihren eigenen Landen heimsuchen. Diesen Plan, von dem wir Einzelnes nicht wissen, schlugen ihm die Protestanten zunächst aus der Hand. Sie drängten seinen Aufmarsch, der sich in Schwaben abspielen sollte, durch das rasche Zugreifen Schertlins über den Lech nach Bayern hinüber. Schertlin wollte noch mehr. In richtiger Erkenntnis und zutreffender Rundschaft erwartete er den Hauptzug des Kaisers über Innsbruck und den Fernpaß aus Italien. Also wollte er die Straße über Vermoos und die Ehrenberger Klause als Zugang zum oberen Lech und Jüssen in seine Hand bringen und dann weiter vorstoßen. Er nahm die Klause, wurde aber „der Ordnung halber“ durch die Kriegsräte zurückgerufen, damit alle Bundestruppen sich an der oberen Donau sammeln und zuerst die eigenen Gebiete der Städte deckten. Kurzsichtiger Kriegsrat! Soviel hatte Schertlin gleichwohl erreicht, daß die italienischen Hilfsstruppen statt der älteren Fernpaßstraße den umständlichen Wasserweg über Ruffstein wählten.

Auf der anderen Seite befand sich der Kaiser noch ungeschützt in Erwartung seiner Truppen. Er selbst bezeichnete die Unterlassung des Marsches der Schmalkaldischen auf Regensburg, wofür an sich die schwäbischen Truppen zur Verfügung standen, als schweren Fehler, ohne zu würdigen, daß für Schertlin eine unvorbereitete Belagerung von Regensburg doch keine ganz leichte Sache gewesen wäre. Erst als das Heer der Fürsten selbst die Donau erreichte und ihre gesamte Macht sich zwischen ihn und Tirol legen konnte, entschloß er sich, schon am 26. Juli und endgültig am 3. August, in der Richtung auf den Inn, nach Landshut an der Isar auszuweichen. Er empfand das wie eine Verletzung seiner Ehre, rühmte sich aber, daß er im entscheidenden Augenblick in sich dergleichen „Eitelkeiten“ überwunden habe. Bei Landshut erfolgte am 13. August die Vereinigung mit den päpstlichen Truppen.

Nun war auch der Kaiser endlich operationsfähig. Und doch setzte es ihn in Verlegenheit, daß die Schmalkaldischen ihn am 14. August durch einen Trompeter in der hergebrachten Form herausforderten. Er hatte lange gezögert, die schon am 20. Juli unterfertigten Achtsmandate gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes ausgehen zu lassen, und es bedrückte ihn, daß er noch immer nicht in der Lage war, sie mit überlegenen Kräften zu vollstrecken. Da er in Regensburg und Ingolstadt kleine Besatzungen gelassen hatte, verfügte er nur über rund 30 000 Knechte und 5000 Reiter. Bieulich genau auf dieselbe Stärke mußte man aber die Anfang August bei Donauwörth zusammengezogene Bundesarmee mit ihren städtischen, württembergischen, hessischen und sächsischen Truppen veranschlagen. Da sie sich in fröhlichem Anmarsch und frischer Initiative befanden, war ihre Kampfkraft der kaiserlichen vermutlich überlegen.

In dieser Lage kam dem Kaiser die von Bayern zur Schau getragene Neutralität zustatten. Da die Schmalkaldischen sich scheuten, ohne weiteres in Bayern einzumarschieren, konnten sie länger als eine Woche durch Verhandlungen mit dem Herzog aufgehalten werden. Der Kaiser kehrte ungefährdet an die Donau zurück.

Sein nächstes Anliegen war die Vereinigung mit der Armee Bürens, die am 31. Juli bei Aachen zusammengezogen war. Sie sollte, wie wir uns erinnern, 10 000 Knechte stark sein. Gegen sie hatten die Schmalkaldischen etwa 13 000 Knechte unter Oldenburg, Reiffenberg und Weichlingen am Rhein zurückgelassen. Nur in der Reiterei war Büren mit annähernd 5000 Pferden gewaltig überlegen. Seine Lage blieb jedoch schwierig, da er im Bereich feindlicher Gebiete den Rhein überschreiten mußte. In der Tat hat er den Übergang nicht mit Gewalt erzwungen, sondern mit Hilfe von Scheinmanövern und in

fühner Entschlußkraft durchgeführt. In der Nacht vom 20. auf den 21. August setzte er seine Vorhut bei Bingen über den Rhein, ließ sie das feste Walluf einnehmen und in diesem Schuß seine Hauptmacht hinüberziehen. Dann wandte er sich Main aufwärts in das Würzburgische, um in unausgesetzter Fühlung mit dem Hauptquartier in weitem Bogen durch Franken zum Kaiser durchzustößen. Am 4. September passierte er Miltenberg am mittleren Main. Büren brachte nicht nur frische Truppen, sondern vor allem Geld zur Löhnung.

Das alles war den Schmalkaldischen nicht ganz verborgen. Aber wie ihre Generale durch Bürens Rheinübergang überrascht worden waren, so scheiterte das weitere Verhalten gegen ihn an den Meinungsverschiedenheiten von Kurfürst und Landgraf. Der Kurfürst hatte gleich anfangs nicht an die Donau, was keineswegs eilte, sondern auf Mainz ziehen wollen. Er war auch jetzt immer wieder dafür, Büren abzufangen. Den Landgrafen aber trieb es stets gegen den Kaiser selbst. So erfolgten zuerst in dem Raume zwischen Regensburg und Ingolstadt die Bewegungen der beiden Heere vorzüglich unter dem Gesichtspunkt einer Erleichterung oder Verhinderung der Vereinigung des Kaisers mit Büren. Nebenher blieb, wie im weiteren Verlauf, für beide Parteien maßgebend die Anklammerung an die Donaulinie, für den Kaiser zur Anlehnung an Bayern, für die Schmalkaldischen an die Gebiete der schwäbischen Städte. Für beide bedeutete das zugleich die dauernde Fühlung mit dem Feinde.

Der Kaiser überschritt die Donau bei Neustadt, östlich Ingolstadt. Die Schmalkaldischen zogen einmal unbemerkt an seinem festen Lager vorbei nach Osten in der Richtung auf Bürens Anmarschlinie, und wieder zurück nach Ingolstadt. Jetzt folgte ihnen der Kaiser überstürzt, selbst freilich mit dem Vorteil, den ihm die befreundete Festung bot. Westlich Ingolstadt schlugen beide Gegner ihre Lager auf, die Schmalkaldischen in überlegener Stellung.

Hier erfolgte der erste Zusammenstoß am 31. August. Die Protestanten überschütteten das kaiserliche Lager mit heftigem Artilleriefeuer, dessen Wirkung sie hoch einschätzten. Das Feuer mußte moralisch ertragen werden, und der persönliche Mut des Kaisers wirkte dabei sehr stark auf die Truppe. Es war wohlverdient, wenn ein Soldatenlied aus den nächsten Wochen ihn pries:

Der Kaiser ist ein ehrlich Mann
allzeit ist er der vorderst dran,
zu Roß und auch zu Fuß.
Seint wolgemut Ihr Langknecht gut,
da sprach der edle Kaiser gut:
„Wir wöln uns nit ergeben.“

Über die technisch überlegene Kampfform der Verteidigung triumphiert nur dann der moralisch stärkere Angriff, wenn er in voller Entschlossenheit und mit Ungestüm vorgetragen wird. Das wollten Schertlin und der Landgraf bis zur Unvorsichtigkeit. Aber der allzu überlegsame Kurfürst versagte sich. Man wartete ohnehin zu lange. Hätte man unmittelbar unter der Wirkung des Artilleriefeuers und dem Schuß des dichten Staubes und des damals noch sehr starken Pulverrauches zum Sturme angesetzt, so wäre der Erfolg vielleicht nicht ausgeblieben, wie Jovius bestimmt meinte. So mußte man sich nach einer dröhnenden Kanonade wieder zurückziehen. Als man am 2. September den Versuch erneuerte, hatten die Kaiserlichen sich längst tief eingegraben. „Wir bombardieren uns mit unseren guten Freunden“, schrieb der Kaiser in fast übermütiger Laune an seinen Bruder; „wenn sie uns doch das Vergnügen machten, an unsere Schanzen heranzukommen!“ Sie ließen es und erlitten eine moralische Einbuße, schlimmer, als wenn der Sturm verunglückt wäre, weil sich der Zorn nach innen kehrte.

Die Schmalkaldischen zogen Donau aufwärts über Pfalz-Neuburg auf Donauwörth. Der Landgraf widersetzte sich allem Drängen des Kurfürsten zum Marsch gegen Büren. Eine Demonstration in dieser Richtung nordwärts nach Wending war nur Kraftvergeudung. Büren erreichte von Osten her den Kaiser noch nahe Ingolstadt am 15. September. Der Kaiser ritt ihm entgegen; sein Lager begrüßte stürmisch die neue tadellose Truppe. Damit kam in das kaiserliche Heer außer frischen Kräften ein neuer Angriffsgeist, aber auch eine neue Eifersucht zwischen dem draufgängerischen trunkesten Niederländer und dem nüchternen, gern mit Nachtangriffen und Hinterhalten operierenden Spanier, dem Herzog von Alba, der bis dahin allein und auch später noch vorwiegend das Ohr des Kaisers besaß. Es gelang gleichwohl nicht, den Schmalkaldischen eine überlegene Stellung abzugewinnen. Sie waren stets auf ihrer Hut, zeigten Blick für das Gelände und große Wendigkeit. Außerdem waren auch sie am 13. September von Westen her durch die rheinischen Truppen der Oldenburg, Reiffenberg und Reichlingen fast genau so sehr verstärkt worden, wie der Kaiser durch Büren. Beide Teile hielten sich jetzt zwischen Ingolstadt und Ulm, zumeist in den begrenzten Gebieten von Pfalz-Neuburg und Ditzingen. Schon die Zeitgenossen tadelten den Landgrafen wegen Preisgabe des verbündeten Neuburg, das am meisten zu leiden bekam.

Die Truppen drängten zum Schlagen. Anfang Oktober waren sie sich im Parallelmarsch auf Nördlingen ganz nahe. Ja, der Zufall wollte es, daß am Morgen des Franziskustages (4. Oktober) die Kaiserlichen von der oberen

Wörnitz her über Allerheim geradezu in die Flanke der von Donauwörth nach Westen marschierenden Verbündeten stießen. Büren setzte sofort zum Angriff an, aber der fast den ganzen Vormittag anhaltende Nebel versagte den Kaiserlichen den Überblick und gab den Schmalkaldischen die Gelegenheit zum Aufmarsch, so daß Büren zurückbefohlen werden mußte, weil man in der Front nicht gegen die durch sumpfiges Vorgelände trefflich geschützten Feinde angriffsweise vorgehen konnte. Ein Gegenstück zu Ingolstadt, jetzt für die Kaiserlichen.

Nur zehn Tage später kamen bei Biengen die Schmalkaldischen ihrerseits dem auf Ulm marschierenden Kaiser in die Flanke. Der Kaiser wurde bei einer Erkundung sogar persönlich überrascht und verlor einen Augenblick anscheinend die Seelenruhe, so daß die Schmalkaldischen doppelt ihren Tag verpaßten. Das war am 14. Oktober. Der Heere bemächtigte sich Unlust. Am 18. nahm der Kardinal Farnese seinen Abschied; man sagte, daß Tausende von Italienern mit ihm gezogen seien, weniger aus Furcht vor dem Kampfe, den alle wünschten, als vor dem Regen und der Kälte des heraufziehenden Winters, unter dem die Südländer ganz besonders litten. Vom 24. Oktober ab wurden die Wege schlechter, die Lager feuchtkalt, beide bald unergründlich. Krankheiten stellten sich ein. Vom kaiserlichen Heere sagte man, daß es fast auf die Hälfte zusammenschmelze. Kleine listige Pläne Albas schlugen fehl. Aber der Kaiser hatte den längeren Atem.

Am 30. Oktober zeigte der Landgraf Neigung zu Verhandlungen. Sein Auftreten und ein wenig erfreulicher Brief an die Kriegsräte erzwangen noch einmal die Zahlung von 130 000 Gulden für rückständigen Sold von den Oberländern. Doch mit der Ermüdung und dem drückenden Geldmangel sank die Kampfkraft auch der Schmalkaldischen. Der Kaiser dagegen erhielt in der Nacht vom 8. zum 9. November eine Nachricht, die ihn veranlaßte, Viktoria schießen zu lassen. Es war endlich gelungen, Herzog Moritz von Sachsen zusammen mit König Ferdinand zum Einfall in Kursachsen zu bestimmen. Wider Erwarten zog nun freilich der Kurfürst doch nicht sogleich von der Donau ab. Nur war es nicht verwunderlich, daß der Kaiser jetzt erst recht alle Verhandlungen mit dem Landgrafen ablehnte.

Es darf uns nicht eingehender beschäftigen, wie die eifrigen Bemühungen insbesondere der Straßburger um französische Hilfgelder, um Kredite in Lyon, zeitweilig erfolgreich waren, wie der alte leidenschaftliche Feind des Kaisers, der Florentiner Peter Strozzi, der einst del Vasto in der Lombardei zu schaffen gemacht hatte, den Schmalkaldischen neue Mittel zuführen wollte. Schließlich versagte doch die Geldbeschaffung gänzlich und zwang die Schmal-

kaldischen entscheidend zum Abbruch des Feldzuges. Das letzte oberdeutsche Geld reichte nur noch zum geordneten Abzuge der gesamten schmalkaldischen Armee am 21. November über Heidenheim nach Norden. Der Kaiser selbst beteiligte sich an einem Angriff auf die Nachhut. Aber sehr geschickt maskierten die Schmalkaldischen den Abzug der Hauptmacht, und auch ihre Nachhut löste sich am Abend ohne allzu große Verluste wieder vom Feinde.

Der Kaiser behauptete das Feld. Er war nun Herr von Süddeutschland, was er zu Beginn des Feldzuges irrtümlich zu sein glaubte. Bis jetzt war er in die Verteidigung gedrängt gewesen, und der eigentliche Feldzug gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes stand ihm noch bevor.

Aber die Verteidigung war siegreich.

Der Kaiser als Sieger

Vom Krieg in Kursachsen. Spannungen mit der Kurie

Das Konzil in Trient hatte trotz seines geringen Besuches doch bereits seine Geschichte. In ihr regte sich ebenso sehr das allgemein verbreitete Verlangen nach Reformen, wie ein tiefes Mißtrauen aller gegen alle, gesteigert durch die vielfach vorwiegend politische Verwertung des Konzilsgedankens. So versteckten sich die Gegensätze monatelang hinter der scheinbar rein geschäftlichen Frage der Beratungsordnung, ob man nämlich vorweg die Dogmen oder zuerst die Reformen in Angriff nehmen oder beides miteinander verbinden sollte. Die klugen Legaten vertraten das Nebeneinander, „weil man mit Ja im Munde weiterkommt als mit Nein“, wie sie später sehr durchsichtig nach Rom berichteten. Aber die Kurie wünschte grundsätzlich und aus Furcht vor einer Verfassungsreform nach Art des 15. Jahrhunderts die Vorwegnahme der Dogmen, und die Legaten mußten einen ausdrücklichen Konzilsbeschluß vom 22. Januar 1546 unter dem beredten Schweigen der Väter zurückziehen. Doch ließ der Papst im weiteren Verlauf die Legaten mit ihrer Geschäftsordnung gewähren, denn sie nahmen damit der Opposition den Wind aus den Segeln, ohne sich irgend auf die Reform beschränken oder gar in gefährliche Debatten verstricken zu lassen.

Der Kaiser, völlig in Anspruch genommen von den Vorbereitungen und dann von den ersten peinlichen Überraschungen des Krieges, vernachlässigte das Konzil und ließ dadurch der sehr kirchlichen Einstellung seines Gesandten

Toledo zu viel Spielraum. Es konnte geschehen, daß dieser sich eines Tages den Legaten aus freien Stücken anbot zur Zurechtweisung kaiserlicher Bischöfe, das wollte sagen, zur Zerschlagung der wirksamsten Waffe, über die der Kaiser auf dem Konzil verfügte. Kein Wunder, daß Toledo bei den Legaten auch dann nichts erreichte, wenn er bestimmte kaiserliche Aufträge vorbrachte, — wie Anfang Mai, wo der Kaiser angesichts seiner letzten Verhandlungen in Regensburg mit Moriz und anderen Wert darauf legte, daß es nicht gerade jetzt zur Definierung weiterer grundlegender Dogmen käme, wie der eben formulierten Lehre von der Erbsünde. Historisch betrachtet, hatte das Konzil mit dem Dekret vom 8. April über Schrift und Tradition, die beide als gleich göttliche Quellen des Glaubens bezeichnet wurden, eine viel gewichtigere Entscheidung über die Grundlagen der lutherischen und der römischen Theologie längst getroffen. Aber den Zeitgenossen kam das weniger zum Bewußtsein, als die Formulierung elementarer Glaubenslehren selbst. Gerade im April und Mai hatte die Kurie kein Vertrauen mehr zum Ernst des kaiserlichen Kriegswillens und ließ deshalb der Dogmenberatung ungehemmt den Vortritt. Noch am 13. Mai hatte Farnese die Legaten in dieser Hinsicht scharf gemacht.

Dann war der Krieg doch gekommen und damit ein neues, ganz enges Zusammenwirken der Kurie mit dem Kaiser. Andererseits verleiteten nun den Vätern des Konzils die Unruhen des Krieges, die Durchmärsche der Truppen, die Verteuerung der Lebensmittel den Aufenthalt in Trient, während die Kurie wie früher neben dem Krieg das Konzil für entbehrlich halten mochte. Beides gefährdete die Politik des Kaisers, der ganz richtig empfand, daß man die Launen und Zweifelhafte eher durch die Forderung einer Unterwerfung unter das Konzil, als unter den Spruch des Papstes gewinnen werde. Er wollte außerdem selbst wirklich die Reformen und wegen der Gutwilligen ein maßvolles Vorgehen des Konzils. Wer hätte noch die Protestanten zum Besuch des Konzils vermocht, wenn dieses jetzt schon zur Definition der entscheidenden Kontroverslehre von der Rechtfertigung schritt, wenn durch eine unwiderstehliche Festlegung die Tür zu einer Verständigung vorzeitig ins Schloß fiel?

In einer anderen empfindlichen Stelle seiner Politik wurde der Kaiser seinerseits zur Vorsicht gemahnt. Er dachte, nicht nur die Waffen, sondern auch den Wirtschaftskrieg gegen die unbotmäßigen Handelsstädte zu wenden. Als er aber den Arrest ihrer Waren auch in den Niederlanden befahl, trat der Fall ein, der ihn vor Jahren gegenüber den Kaufleuten von Antwerpen schon einmal zum Einlenken gezwungen hatte, die Gefährdung einer seiner

wichtigsten Geldquellen. Die Königin Marie war so bestürzt, daß sie offen mit ihrer Demission drohte; sie ließ durch Cornelius Schepper dem Kaiser sehr eindringlich den Ernst der Lage vorstellen, und der Kaiser beschied sich.

Dem seine internationale Lage war zwar noch immer denkbar günstig. Aber wer verbürgte ihm die Dauer dieses Zustandes? Die Könige von Frankreich und England waren verbraucht; daß ihr Tod nahe bevorstand, ahnte niemand. Und konnte nicht gerade der Regierungswechsel einen gefährlichen Umschwung bringen? Der König von Dänemark hielt einstweilen fest an dem Vertrage von Speyer; aber er trat bald auch als Vermittler für die Schmalzkaldischen auf; konnte er nicht noch einen Schritt weitergehen in seiner Parteinahme?

Vor allem war die Hauptaufgabe des Kaisers bisher nicht gelöst. Den Donaufeldzug konnte man nur als ungewolltes, wenn auch glücklich beendetes Vorspiel betrachten. Noch immer galt es Freunde zu gewinnen, Gegner zu versöhnen.

In diesem Zeichen standen während des Dezember die Verhandlungen mit Kurpfalz, gegen die sich der Kaiser lange gestraubt hatte. Der Pfalzgraf war in seiner Jugend kurze Zeit sein Regent gewesen; er hatte ihm unendlich viele Dienste geleistet von der Kaiserwahl an. Sollte das alles vergessen sein? Oder verschärfte das den Zorn des Kaisers? Seit dem Besuch in Speyer hatte auf den Pfalzgrafen kirchlich und politisch mancherlei eingewirkt. Bei einer Zusammenkunft mit dem Herzog von Württemberg hatte er sich zur Stellung eines Hilfskontingents bestimmen lassen, dessen Verpflichtung freilich mit dem Oktober 1546 endete. Immerhin hatten Pfälzer doch gegen den Kaiser in Waffen gestanden. Allein der Kurfürst war nicht erst durch Gewalt zur Unterwerfung gezwungen. Das war im Sinne des Regensburger Abkommens mit Bayern das Entscheidende. Nach Aufzeichnungen Eck's hätte Bayern die Zusicherung der Kur unter allen Umständen gewünscht. Der Kaiser versprach sie damals aber nur für den Fall gewaltsamer Unterwerfung. Bei freiwilliger Ergebung wollte er freie Hand behalten.

Eine solche lag nun vor, und es bedeutete für den Kurfürsten den größten Erfolg, daß der Kaiser ihm die Kur nicht nahm. Freilich mußte der Kurfürst diesen Gewinn durch tiefe Demütigungen erkaufen. Lange verklang sein Werben um des Kaisers Gunst, sogar seine Bitte um Audienz, ungehört. Erst als der Kaiser Mitte Dezember in Schwäbisch-Hall weilte, durfte der Kurfürst zu ihm kommen. Er erlebte einen verlegend kalten Empfang. Der Kaiser las ihm wie einem Fremden aus einem vorbereiteten Zettel in französischer

Sprache seine Rüge herunter und redete sich dann in einen solchen Zorn hinein, daß der bis dahin vertrauensselige alte Freund ganz aus der Fassung kam und sich auch seinerseits ungeschickt benahm. Als er vor dem Kaiser ein Knie beugte und Abbitte tat, gab ihm dieser nicht einmal die Hand, was selbst die kaiserliche Umgebung erschreckte. Erst am nächsten Tage ließ sich der Kaiser in vertraulicher Besprechung zu einer Art von Versöhnung herbei.

Das Gesicht Karls V erhält für uns über solchen Szenen eine letzte Härte, eine fast unheimliche Starrheit. Gewiß empfand sein ererbtes Hoheitsgefühl von Jugend auf Unbotmäßigkeiten und Auflehnungen sehr schwer. Aber der Ausdruck seiner Entrüstung wurde immer heftiger und zugleich kälter. Er war von Jahr zu Jahr reizbarer geworden. Die ungeheuren Anstrengungen, die innere Leidenschaft seiner Politik und Kriegsführung durch so viele Jahre zehrten an seiner Kraft. Dazu kamen seine unverbesserlichen Diätfehler. Er aß und trank gerade das, was ihm am wenigsten zuträglich war, übernahm sich mittags an schweren Fleischgerichten und trank trotz aller Warnungen mit Vorliebe, aber stets zur Unzeit, kaltes Bier. Seine dadurch verschlimmerten Beschwerden, die oft schmerzhafteste Krankheit quälten ihn und verschärften die Bitterkeit seiner Äußerungen. War sein Hochmut an sich nur die Übersteigerung seiner besten Eigenschaften, so lief er doch Gefahr, ihn in Menschenverachtung entarten zu lassen, je mehr sich seine Erfolge häuften und die Schwächen und Unzulänglichkeiten der Menschen noch größer erscheinen ließen, als sie ohnehin waren. Man begann aus seinen Worten und aus seinem Lachen gelegentlich schon den Hohn herauszuhören, die häßlichste aller Überheblichkeiten.

Alles dieses trat nun öfter in Erscheinung. Kurpfalz hatte für Württemberg Fürbitte eingelegt. Der Kaiser überhörte sie. Herzog Ulrich erbot sich selbst mehrmals aufs eifrigste. Als der Kaiser Weihnachten zu Heilbronn verbrachte, empfing er ihn allerdings, demütigte ihn aber noch tiefer als Kurpfalz durch Abbitte und eine schwere Kontribution von 300 000 Gulden. Da der alte gichtische Herr nicht mehr zu knien verstand, mußten in seinem Beisein die Räte kniend seine Abbitte verlesen. Es war wenig Gnade dabei.

Aber warum verhielt sich Karl politisch nicht anders gegen Württemberg? Daß er den Pfalzgrafen im Besitz der Kur ließ und die bayrischen Wittelsbacher nicht unnötig mächtig machen wollte, begreift sich. Aber warum kam er nicht auf die Ideen Zevenbergens zurück, warum ließ er die habsburgische Hausmacht nicht wieder tiefer nach Schwaben hineinwachsen zur Verdichtung der vorderösterreichischen Länder? Ganz hat es an dem Gedanken einer

Wiedergewinnung Württembergs in diesen Tagen nicht gefehlt, man dachte einmal daran, den Erzherzog Maximilian damit auszustatten. Dann aber überwog der Wunsch nach baldiger Befriedung Oberdeutschlands und nach der blanken Kontribution zum Unterhalt der Truppen. Des Kaisers Denken gegenüber den deutschen Verhältnissen bewegte sich offenbar viel mehr im Universalen als im Territorialen. Den Schmalkaldischen Bund niederzuschlagen, die kaiserliche Autorität aufzurichten, in der Kirchenfrage irgendeinen Weg zur äußeren Einheit zu finden, blieb sein vornehmstes Anliegen.

Nur das Vorfeld der Niederlande umfaßten seine Augen stets unter den Gesichtspunkten des Landesherrn. Hier, in Cleve, hatte er wegen Geldern zuerst eingegriffen; hier hatte er auch das kirchliche Vorgehen gegen die Bischöfe von Köln und Münster betrieben. Ja, noch weiter nach Nordosten, gegen Minden und Bremen, setzte er jetzt eine zweite Armee an unter Josse von Cruningen, seinem Gouverneur von Seeland, dessen Kampf um Bremen und Verden uns noch beschäftigen wird.

Im übrigen schwankte der Kaiser während der Befriedung Oberdeutschlands in bezug auf seine nächsten Maßnahmen. Wir erfahren das Nähere aus seinen Briefen an König Ferdinand vom Januar und Februar 1547. Diese Briefe sind eigentlich Selbstgespräche, wie ja die vorwiegende Form im kaiserlichen Lebensdrama früh der Monolog gewesen ist. Er bat um Rat, mündlich oder schriftlich, aber er verarbeitete alles doch bei sich allein; er wurde sich seiner Gedanken bewußt, wenn er schrieb oder Anweisungen gab zum Schreiben.

Er habe Württemberg Verzeihung gewährt, schrieb er dem Bruder, da die Schmalkaldischen noch immer mit Truppen gerüstet seien und eine gewaltsame Eroberung Württembergs mit seinen festen Plätzen gefährlich und zeitraubend gewesen wäre, es auch nicht scheinen dürfe, als verfolgten sie eigene Interessen. Nun stehe die Hauptaufgabe doch noch vor ihnen, ihre Autorität in Deutschland herzustellen und das Reich dadurch auch nach außen widerstandsfähiger zu machen. Zunächst wolle er eine kurze Zeit in Ulm rasten. Er befinde sich dort mitten zwischen Bayern, Österreich, Italien und der Schweiz nach allen Seiten zur Hand, könne mit seinen Garnisonen einen Druck ausüben auf Ulm und auf Augsburg und das Weitere mittlerweile überlegen: Ob er nämlich jetzt schon die Forderung der Rückkehr zur alten Religion für jedermann erheben solle, da ja die Rebellen längst dergleichen als seine Absicht ausgesprengt hätten; oder aber darauf verzichten und den Krieg gegen sie weiterverfolgen, sie nach Gebühr strafen und erst nach ihrer Entwurzelung

Deutschland ordnen; oder, ob es sich mehr empfehle, zunächst mit den Freunden und den Unterworfenen einzeln oder auf einer Tagung zu verhandeln, etwa auf dem bereits in Aussicht genommenen Reichstage, um bei der deutschen Verfassung zu bleiben und vorerst die Justiz zu ordnen, sich die Befetzung des Reichskammergerichtes übertragen zu lassen und unter dem Eindruck der allgemeinen Unterwerfung einen Reichsbund aufzurichten gegen die Geächteten nach Art des alten Schwäbischen Bundes? Damit würde man dann am besten den Machenschaften des Königs von Frankreich begegnen, mit dem die Protestanten durch den sächsischen Kanzler, einen Hessen und Sturm konspirierten, um mit ihm und England eine Liga zu schließen. So schrieb der Kaiser am 9. Januar.

Es war die Zeit, da er von den Anstrengungen des letzten Jahres wirklich ermüdet Ruhe suchte. Seit dem 2. August hatte er an die vierzig Male das Nachtquartier gewechselt, viele Nächte im Lager verbracht. Den Auszug der Dinge in Kursachsen glaubte er noch Ferdinand und Moritz überlassen zu dürfen, zumal ihn zwischendurch alte Sorgen und neue Erregungen in seinen anderen Ländern beschäftigten. Die Verschwörung des Fiesco in Genua gegen die Doria und seine wachsende Verstimmung gegen die Farnese lenkten ihn wieder auf Oberitalien, auf Parma und Piacenza, auch auf Siena. Den Juan de Vega hatte er zum Vizekönig von Sizilien gemacht, den unternehmungslustigeren Ferrante Gonzaga zum Nachfolger des am 31. März 1546 verstorbenen Marchese del Vasto in Mailand; das ließ auf weitere Pläne schließen. Doch lag alles noch im Schatten.

Am 2. Februar schien die Lage soweit geklärt, daß sich der Kaiser unter dem Eindruck der Hilferufe von Ferdinand und Moritz entschlossen zeigte, selbst nach Kursachsen zu ziehen unter Zurücklassung von Garnisonen in Augsburg und Frankfurt. Verfügbare Truppen wollte er schon voraus senden. Doch schwankte er nochmals, und erst am 10. und 11. März ließ er Ferdinand und Marie wissen, daß er nun doch dem Bruder zu Hilfe eilen wolle.

Damit verlegte der Kaiser die Entscheidung auf den sächsischen Kriegsschauplatz. Hier hatte sich Moritz nach monatelangen Verhandlungen wirklich entschlossen, sich an der Eroberung der Lande seines Veters zu beteiligen. Man spricht gern, wenn auch mit berechtigtem Ingrimm, von einem Meisterstück der habsburgischen Politik, in dem Kaiser und König einträchtig zusammenspielten. Man darf dabei aber weder vergessen, ein wie dankbares Objekt Moritz und seine Räte für ihre Staatsklugheit und Menschenkenntnis waren, noch umgekehrt, wie überlegsam auch Moritz sich in seiner gewiß selbstge-

wählten, aber doch überaus schwierigen Lage behauptete. Er wollte um der Untertanen und der fürstlichen Macht willen die Kirchenreformation grundsätzlich festhalten, er wollte es politisch mit keiner Seite ganz verderben und außerdem möglichst großen Gewinn davontragen. Seine Zähigkeit war der habsburgischen ebenbürtig; er brach einmal die Verhandlungen ab und gab Ferdinand anheim, zu tun was er für recht halte.

Seine Schwäche lag dagegen so gut in dem Drängen seiner überwiegend habsburgisch gesinnten alten Räte, wie in dem eigenen unüberwindlichen Verlangen nach dem unrechten Gut. Die deutsche Geschichte verfolgte mit diesem kühnen und begabten Menschen ihre rätselhaften Wege. Er mußte durch all das Unrecht hindurch, um über immer neuen Verlegenheiten, die zum Teil schon im Bereich des Gewissens empfunden wurden, doch zur weltgeschichtlichen Figur zu werden. In diesem Augenblicke wurde seine Begehrlichkeit das Opfer der kaiserlichen Politik. Als nach langen Vorverhandlungen der beiderseitigen Räte Moriz von Ende September bis zum 5. Oktober in Prag weilte, war es bald um ihn geschehen. Alle Vorstellungen seiner Glaubensgenossen, die feierliche Botschaft des Herzogs Ernst von Lüneburg, der Eindruck ihrer gerüsteten Truppen auf seine Räte hatten versagt; auch die Bitten der hessischen Frauen und eine letzte männlich herbe Mahnung seiner Tante, der Herzogin von Rochlitz, Philipps Schwester.

Und doch verlief auch der Krieg in Sachsen zeitweise keineswegs zur Befriedigung der Kaiserlichen. Jetzt sollte sich zeigen, wieviel ungenutzte Reserven noch auf der protestantischen Seite lagen.

Zwar die Überraschung der kaum geschützten böhmischen Lehen Kursachsens durch die Truppen Ferdinands führte leicht zu ihrer Eroberung. Dabei gelang es Moriz, erst Plauen, dann Zwickau durch Ergebung in seinen Schutz vor dem Einmarsch der Fremden zu bewahren. Sein eigenes Vorgehen gegen die kursächsischen Lande hatte ebenfalls Erfolg. Nur den westlichen Teil, Gotha, Eisenach und Coburg gewann er nicht. Dagegen nahm er Halle auf Grund der kaiserlichen Mandate unter dem Titel der Schutzherrschaft. Überall machte er Zusagen wegen der Religion. Schließlich traf er schon Anstalten, Wittenberg zu belagern.

Mittlerweile war aber Kurfürst Johann Friedrich herangekommen. Fürsorglich und klug richtete er seinen ersten Stoß nicht auf die Wiedergewinnung der eigenen Lande, sondern gegen die albertinischen. Schon am 23. Dezember marschierte er ein. Damit zogen die fremden Besatzungen von Weimar, Jena und den anderen ernestinischen Gebieten von selbst ab. In Halle wurde der

Kurfürst mit Jubel empfangen. Dann belagerte er das albertinische Leipzig, das sich jedoch rühmlich verteidigte, so daß er in der Nacht vom 26. auf den 27. Januar wieder abziehen mußte. Das Entscheidende wurde auch für ihn der Geldmangel. Doch bedeutete er noch nicht die eigentliche Krisis. Vielmehr sah sich vorerst Moritz weiter genötigt, nach allen Seiten um Hilfe zu rufen. In Prag hielt man zurück, da er sich über die böhmischen Truppen zu oft und mit zu starken Ausdrücken beklagt hatte. Man verübelte es ihm auch, daß er es noch immer nicht wagte, den ihm im Oktober vom Kaiser verliehenen kurfürstlichen Titel zu führen; er war dem ausgewichen durch die noch unerfüllte Forderung einer Mitbelehrung seines Bruders August.

Der Kaiser vertröstete ihn auf den Markgrafen Albrecht Alcibiades, der wirklich im Anmarsch war. Am 24. und 25. Januar stand er bei Zwickau. Moritz lag still in Chemnitz. Der Kurfürst in Altenburg. Zwischen den Gegnern dehnte sich der Muldeabschnitt mit seinen Übergängen; beide Teile richteten ihre Aufmerksamkeit darauf. Am 25. Februar besetzte der Markgraf Stadt und Schloß Rochlitz an der Mulde mit ungenügenden oder wieder zersplitterten Kräften. Der Kurfürst erhielt davon Kunde, vielleicht, aber nicht sicher, durch die dort residierende Herzogin auch die Anregung zu kommen. In einem Nachtmarsch rückte er heran, überraschte am 2. März in der Frühe den Markgrafen und nahm ihn selbst gefangen. Der Weg nach Böhmen lag offen, von wo dem Führer des Protestantismus die lebhaftesten Sympathien entgegenstiegen. Aber der Kurfürst benutzte diese Möglichkeiten nicht; sie hätten in der geraden Linie seiner bisherigen Offensive gelegen und den Krieg in Ferdinands keineswegs botmäßige Lande vorgetrieben. Er wagte es nicht, zum Teil aus guten Gründen, lag vielmehr den ganzen März über still in Weithain zwischen Altenburg und Rochlitz.

Es wurde sein Verhängnis, daß sich eben jetzt Vergleichsverhandlungen anspannen, zunächst durch Joachim von Brandenburg, von ihm selbst alsbald durch ein ergebenes Schreiben an den Kaiser aufgenommen. Der Kaiser lehnte natürlich schroff ab. Dafür aber mischten sich die beiderseitigen Stände ins Spiel, die albertinische und die ernestinische Ritterschaft. Neben den Landständen schalteten sich auf der albertinischen Seite die Räte ein, bereits in der unehrlichen Absicht, Zeit zu gewinnen. Denn wenn der Kaiser erst da war, mußte sich das militärische Übergewicht rasch zu Ungunsten des Kurfürsten verschieben. Der Kurfürst ging in die ihm halb unabsichtlich, halb bewußt gestellte Falle. Er versäumte es, in das eigene Land zu ziehen und sich zur Verteidigung einzurichten.

In der That war der Kaiser unterwegs. Er hatte sich in Ulm nur bis zum 4. März aufgehalten, dann nochmals 14 Tage in Nördlingen, um über Öttingen ins Fränkische zu ziehen.

Von dem Umfang seiner politischen Sorgen nach seinen unausgesehenen Korrespondenzen mit Spanien, Italien und den Niederlanden jeweils ein vollkommenes Bild zu erhalten, ist weder möglich noch nötig. Er lief immer Gefahr, sich darin zu verstricken. Eben deshalb lag seine größte Leistung im Augenblicke darin, sich von ihnen zu lösen und folgerichtig zu handeln. Am meisten erregte ihn in den letzten Wochen und Monaten das Verhalten der römischen Kurie, weil sich die päpstliche Politik auch militärisch auswirkte. Schon die für den Papst naheliegende, aber in die kaiserliche Politik gar nicht passende Proklamierung des Protestantenkrieges, besonders durch die Breven an die Schweizer, hatte zu Auseinandersetzungen geführt. Der ewige Streit um die Leitung oder Verlegung des Konzils verschärfte sie. Der päpstliche Nuntius Verallo war der Lage nicht gewachsen und mußte sich von Granvelle öfters recht unsanft anfassen lassen. Dem Papste war eine Mitwirkung bei allen Abmachungen mit den Protestanten zugesagt, und Verallo reklamierte sein Recht. Doch war eine solche bei der Art des Kaisers, die das Kirchliche hinaus-schob, undurchführbar.

Als die Schwierigkeiten beim Konzil unerträglich wurden, schlugen Mendoza und Madruzzo selbst eine sechsmonatige Vertagung vor, um einer Verlegung des Konzils auszuweichen. Mendoza, der am 3. Dezember Trient verließ, um seine Stellung als Botschafter an der Kurie anzutreten, faßte seine Eindrücke noch unterwegs in Entrüstung und Bekümmernis dahin zusammen, daß dieses Konzil unter der Tyrannei der Legaten mehr Unheil stifte als Luther. Zusammen sorgten diese Väter nur für die Interessen Roms, jeder einzelne für die eigenen. Jetzt berieten sie den Artikel von der Rechtfertigung mit vollkommener Leichtfertigkeit. Sollte man wirklich glauben, rief er aus, daß diese dürstige Gesellschaft vom Heiligen Geiste geleitet würde? Habe das Konzil aber einmal gesprochen, so gebe es kein Zurück mehr. Der Zustand der Kirche mit allen Mißbräuchen befestige sich hoffnungslos.

Der Kaiser war in solchen Fragen zurückhaltender, wie seine Weisungen an Mendoza erkennen lassen, aber es verletzte auch ihn doch tief, daß trotz seines Einspruchs am 13. Januar das Dekret von der Rechtfertigung angenommen wurde. Als nun vollends ein Breve vom 22. Januar die päpstlichen Hilfstruppen unter salbungsvollen Glückwünschen zu den Erfolgen des Kaisers rücksichtslos abberief, obwohl alle Welt wußte, daß der Zweck des gemein-

sam begonnenen Krieges noch keineswegs erreicht war, schüttete er seinen ganzen Zorn gegenüber dem Nuntius aus. Er merke wohl, sagte er, daß der Papst ihn in diesen schweren Krieg hineingebracht habe, um ihn nun sitzen zu lassen. Unter bitterböser Anwendung eines bekannten Sprichworts auf den Papst fügte er hinzu: jungen Leuten möge man die Franzosenkrankheit verzeihen, bei Greisen sei sie unerträglich. Auf weitere Ausführungen wollte der Nuntius antworten, aber der Kaiser schnitt ihm das Wort ab und verließ das Zimmer.

Es hat welthistorisch etwas Erschütterndes, daß der Papst den Kaiser im Stiche ließ in dem Augenblicke, da dieser zum letzten entscheidenden Schlage gegen die Führer des Protestantismus ausholte.

Mühlberg. Wittenberg. Halle 1547

Am 28. März 1547 brach der Kaiser aus Nürnberg auf. Am 1. April war er in Weiden, in den nächsten Tagen zur Vereinigung mit Ferdinands und Moritz' Truppen in Lirschenreuth vor dem Böhmer Wald. Man wollte auch gegen die Böhmen demonstrieren und erreichen, daß diese im Lande blieben und nicht dem alten Kurfürsten zuzögen, der sich seinerseits von ihnen löste. Über Eger ging es durchs Elstertal auf Plauen, dann Mulde abwärts gerade auf den Kurfürsten los.

Dieser hatte seine Truppen in den letzten Wochen zu kleinen Erfolgen und Requisitionen verzettelt. Die Vereinigung der gegnerischen Truppen zu hindern, versuchte er nicht einmal. Er hielt sich still bei Meissen an der Elbe. Er wußte wohl, daß der Kaiser herannähe, aber nichts über dessen nächste Absichten. Am 12. April überschritt er die Elbe. Er meinte am rechten Ufer des Stromes sicher zu sein und zog, willens sich nach Wittenberg oder Magdeburg zu begeben, nordwärts auf Mühlberg. Der Kaiser kam ihm so von selbst in die linke Flanke, als er sich von Colditz und Leisnig her am 23. April der Elbe näherte. Man wußte, was die Kurfürstlichen nicht beachtetten, daß von dem nahen Schirmenitz nach Mühlberg eine Furt durch die Elbe führte; wichtig, da man nur ungenügenden Brückentrain besaß.

Die kaiserliche Armee, durch die langen Märsche nicht ermüdet, bewegte sich in Kriegsordnung vorwärts. Am 24. April brach man bei Nacht und Nebel auf, ganz früh. Bei der Avantgarde der Kaiser, Moritz und sein Bruder August. Im zweiten Treffen Ferdinand und Erzherzog Maximilian. Das

kaiserliche Haus stellte sich stattlich dar, mit großem Gefolge. Auf die Reiter folgte das Fußvolk. Noch am Vormittag lag dichter Nebel über der Elbe. Es war Sonntag und der Kurfürst beim Gottesdienst. Als man zwischen 10 und 11 Uhr beiderseits der nahen Feinde ansichtig wurde, beschloß der Kurfürst, der sich am rechten Elbufer noch immer sicher wähnte, seinen Marsch beschleunigt fortzusetzen; der Kaiser dagegen, den Angriff einzuleiten. Der Kurfürst machte auch jetzt keine Anstalten, das hohe Elbufer zu halten, schickte vielmehr fast die ganze Artillerie voraus. Nur seine Brückenschiffe ließ er flottmachen und verteidigen. Aber da gerade daran dem Kaiser viel gelegen war, entbrannte um sie ein heftiger Kampf. Der Kaiser war Zeuge. Seine Augen ermunterten die Spanier zu den größten Kühnheiten. Bis an die Brust im Wasser rückten die Schützen vor, das Feuer von den Schiffen zu erwidern und niederzukämpfen; dann warfen sich die Entschlossensten selbst entkleidet ins Wasser mit den Degen zwischen den Zähnen, um die Schiffe im Nahkampf zu nehmen. Reiter mit ihren Pferden schwammen durch die Fluten. Als das Gewehrfeuer aufgehört und ein Bauer den Kaiserlichen die eigentliche Furt gewiesen, die das Durchkommen erleichterte, zogen sie hinüber, wobei sich die Hauptmasse der Fußknechte und des Troßes außerdem der inzwischen hergestellten Brücke bediente.

Nachdem die weit überlegene Macht des Kaisers auf dem rechten Ufer aufmarschiert war, gab es erst recht kein Treffen mehr, sondern nur eine zunehmend heftige Verfolgung. Der Kurfürst hoffte, vor der Dunkelheit noch die schützenden Wälder des Lochauer Jagdreiecks zu erreichen. Aber man näherte sich einander schon derartig, daß Herzog Moriz, der das Vermitteln nicht lassen konnte, den schneidigen Versner durch die Schießerei zum Kurfürsten eilen ließ, um ihn zur Ergebung zu bestimmen. Zornig antwortete dieser, man halte ihn wohl für den Braunschweiger. Es war in der That für alles zu spät. Denn als die Kursachsen zur Erleichterung für das letzte Entweichen in den Wald noch einmal Halt machten und ein paar Reitergeschwader zu früh den Abwehrangriff begannen, folgte bald der Zusammenstoß, der das Fußvolk ganz ungeordnet fand und die Kursächsischen völlig auseinandersprenkte. Im Reitergetümmel wurde auch der Kurfürst leicht verwundet und gefangen. Es war wohl Thilo von Trotha, dem er seinen Degen gab. Aber Alba nahm den Fürsten, wie einst Lannoy den König von Frankreich, und führte ihn zum Kaiser.

Die beiden Herren zu Pferde und in Rüstung. Der Kurfürst lüftete den Hut, den er statt des verlorenen Helmes trug, bedeckte sich aber sofort wieder, als er sah, daß der Kaiser seinen Gruß nicht erwiderte. Bei seiner Anrede „Allergnädigster Kaiser“ fiel dieser ihm dafür sogleich ins Wort: „Ihr hättet uns



be
Ge
S
im
Le
Ein
Üb
die
als
Lar
S
un
Lo
S
mä
sel
mo
Di
Co
M
wa
Lar
Be
Eri
un
Lo
Ur
gar
un
Di
Ru
E
be
ko
Ne
ho

besser längst dafür gehalten“ und dann zum Schluß „ich werde Euch halten nach Gelegenheit und Eurem Verdienst, geht hinweg.“ Spanier erhielten die Wache.

Man mochte von den spöttischen Lippen des Kaisers den Triumph lesen, den er innerlich erlebte. Dieser 24. April war wieder einer der ganz großen Tage seines Lebens. Er hatte den Erfolg beharrlich, hartnäckig, mit allen Mitteln, aber auch mit Einsatz von Ruhe und Gesundheit, von Leib und Leben erkämpft; er hatte den Übergang über die Elbe mit geleitet und befeuert; war mit hinausgezogen in diesen Abendkampf. So ließ er sich für die Seinigen später durch Tizian malen, als Sieger von Mühlberg, hoch zu Ross, gepanzert, mit der Feldbinde und der Lanze, nicht ohne das Goldene Vlies, leuchtend im Schimmer der Rüstung.

Die Nacht verbrachte der Kaiser wieder in Schirmenitz auf dem linken Ufer, und von hier aus nahm er am nächsten Tage auch den Weitermarsch auf, über Torgau, um die Elbe erst nahe bei Wittenberg erneut zu überschreiten.

In Wittenberg erwartete den Kaiser ein entschlossener Widerstand. Hier wären wohl auch geistliche Kräfte entbunden worden, obwohl der Reformator selbst schon vor Jahresfrist die müden Augen geschlossen hatte. Der Kaiser mochte eine Belagerung scheuen, zumal er mit Geschütz schlecht versehen war. Die Lage schien gespannt. Zur Verteidigung entschlossen war auch des Kurfürsten Sohn, Johann Friedrich der Mittlere auf dem Grimmenstein bei Gotha. Man hatte die unruhigen Böhmen im Rücken, und nach den letzten Monaten war nicht abzusehen, was sich bei einem längeren Verlauf der Kämpfe im Lande gegen den Kaiser und Moritz regen würde.

Da kamen der Kaiser und seine Berater rascher zum Ziele durch ein brutales Verfahren, das nun freilich allem Reichsrecht Hohn sprach und sich aus der Erinnerung nicht so bald verlieren sollte. Hatte er die süddeutschen Fürsten und Städte gedemütigt, so suchte er die Wettiner einzuschüchtern durch ein Todesurteil. Ein Gerichtshof, der diesen Namen nicht verdiente, sprach das Urteil gegen den Kurfürsten. Der Kaiser setzte die Vollstreckung aus und begann Verhandlungen. Dabei benahm sich der alte Kurfürst in allem so würdig und gefaßt, daß er sich bald die Achtung erzwang. Er ließ sich auch auf ein Diktat nicht ein, sondern verhandelte in Ruhe und Zähigkeit. Die Kur und die Kurlande versuchte er nicht mehr zu retten, sonst aber möglichst viel für seine Söhne, selbst die spätere Rückgewinnung der Kur durch Gesamtbelehnung beider Linien. Vor allem sträubte er sich gegen die Anerkennung dieses Tridenter Konzils, und der Kaiser begnügte sich wirklich mit der Verpflichtung auf das Reichskammergericht und die späteren Reichstagsabschiede. Der Kaiser mochte hoffen, die Konzilsbeschlüsse darin einbauen zu können, die Wettiner, bei den

Reichstagsabschieden nach wie vor mitzureden. Der Kurfürst bestritt auch die Rechtmäßigkeit der Acht. Bei den Verhandlungen leistete Kurfürst Joachim von Brandenburg hilfreiche Hand.

So hart die Bedingungen auch blieben, zur Wahrung seines Lebens, zur Erhaltung seiner Söhne bei fürstlichen Ehren und Länden und in der zuversichtlichen Hoffnung auf eine spätere Rettung des Evangeliums, unterschrieb der Kurfürst die Wittenberger Kapitulation vom 19. Mai 1547. Am 23. erfolgte die Übergabe der Stadt zu ehrenvollen Bedingungen. Am 4. Juni erhielt Moriz, der ja die frühere Urkunde nicht angenommen hatte, noch einmal in feierlicher Form die sächsische Kur und die Kurlande. Sein Verrat hatte dem Kaiser in der Tat entscheidende Dienste geleistet.

Indessen, mit dem Zerfall des Widerstandes an der Donau, mit seinem Niedererschlagen an der Elbe war das Reich noch keineswegs unterworfen, noch weniger befriedet. Magdeburg beharrte im Widerstande, und auch die andere erzbischöfliche Stadt Norddeutschlands, Bremen, hatte sich soeben in großartiger Verteidigung heldenhaft bewährt.

Josse von Cruningen war bis zum 12. Februar über Tecklenburg, Osnabrück, Lippe, Hoya, Schaumburg und Minden herangezogen, überall Herr der Lage. Am 27. rastete er eine kleine Meile von Bremen, dessen Erzbischof, Kapitel und Ritterschaft ihm entgegenkamen, während die Stadt Verhandlungen abwies. Am 19. März lag er noch vor den Mauern, völlig vergeblich. Er klagte über fehlende Munition, am 30. auch über Meuterei wegen Geldmangel. Der Kaiser gab ihm noch von Eger aus neue Weisungen wegen Hamburg. Aber Cruningen selbst fiel vor den Mauern von Bremen. Auch der blutjunge Herzog Erich II von Calenberg, mit dem der Kaiser am 14. März einen Dienstvertrag abgeschlossen hatte, mußte unverrichteter Dinge abziehen, und erlebte dann noch in der blutigen Schlacht bei Drakenburg an der Weser, hart nördlich von Nienburg, am 23. Mai eine furchtbare Niederlage durch das Entsatzheer Christophs von Oldenburg und Albrechts von Mansfeld. Nach Gebet und Psalmengesang hatten die Protestanten unter Führung der Grafen und der Prediger die feste Stellung des Herzogs berannt und genommen. Erich rettete sich mit knapper Not durch die Weser; seine Leute fielen oder ertranken oder ließen sich fangen. Die Unglücksbotschaft erreichte den Kaiser noch vor Wittenberg und beunruhigte ihn sehr wegen seiner weiteren Pläne, vor allem wegen Hessen.

Da entlasteten ihn erneut die Vielgeschäftigkeit des neuen Kurfürsten und die Mutlosigkeit des Landgrafen selbst, der sich hätte an den Laten aufrichten sollen, die sich so nahe seinem eigenen Lande abspielten. Aber er hatte sich ohne Not,

freilich immer wieder durch Moritz verlockt, schon viel zu tief in den Gedanken an Verhandlung und Gnade eingelebt; er konnte innerlich nicht mehr zurück. Der einst so stolze Fürst, der zu Beginn des Schmalkaldischen Krieges noch einmal einen tapferen Aufschwung genommen hatte, sank von Stufe zu Stufe, nicht ohne Schuld von Moritz, den er jetzt in seinen Erfolgen bewundern mochte, nachdem er selbst ihn einst auf die schiefe Bahn geführt hatte.

Bei den ersten Vertragsverhandlungen mit Moritz hielt sich der Landgraf noch einigermaßen; er wollte keinen Separatfrieden, losgelöst von den anderen Schmalkaldischen. Bald wurde er weicher, erschreckt durch die Erfolge des Kaisers. Als Moritz vorsichtig beim König Ferdinand anklopfte, ließ dieser keinen Zweifel darüber, daß der Kaiser, wenn überhaupt, die Ergebung des Landgrafen nur unter den allerschwersten Bedingungen annehmen würde. Der Landgraf wiegte sich bis zum April in der Hoffnung, daß man ihn zur Bekämpfung des Kurfürsten gebrauche; er kam sich groß vor, das abzulehnen, ehe man ihn noch darum gefragt hatte. Moritz war schamlos genug, es doch zu tun. Unausgesetzt korrespondierten sie.

Den Kaiser erfüllten natürlich ganz andere Ideen. Aber er ließ Moritz gewähren; hielt er doch damit Philipp von energischer Rüstung ab. Vor Wittenberg gefellte sich zu dem Eifer des Schwiegersohns die Bemühung seines Altersgenossen und Schwagers, Joachim von Brandenburg. Persönliche Besprechungen führten nicht weiter. In dem Entwurf „Ergebung auf Gnade und Ungnade“ strich Philipp die „Ungnade“ einfach durch, ging dann aber bedingungsweise doch wieder darauf ein. Der Kaiser lehnte jede Bedingung ab. Philipp schwankte von einem Tage auf den anderen. Er ging nun selbst weiter in seinen Erbietungen. Sie gelangten durch Ebeleben an die Kurfürsten, an Arras und Dr. Seld, der nach und nach an die Stelle des verstorbenen Navas trat. Am 2. Juni wurde dem Kaiser eine Formulierung vorgelegt, wonach die Kurfürsten versichert sein wollten, dem Landgrafen werde „solche Ergebung weder zu Leibesstraf noch zu ewiger Gefängnis“ gereichen. Der Kaiser, an den sie mehrmals bittend herantraten, billigte die Form.

Die Kurfürsten versprachen danach viel mehr als sie irgend durften, wenn sie dem Landgrafen vorspiegelten, er werde über die Artikel hinaus „weder an Leib, noch Gut, mit Gefängnis oder sonst“ beschwert werden. So kam der Landgraf in gutem Glauben, während die Kurfürsten bodenlos leichtsinnig handelten, wenn sie vorgaben, Arras anders verstanden zu haben, als jene klare Formulierung lautete. Erinnernte sich der Landgraf nicht, wie Moritz vor zwei Jahren an dem Braunschweiger gehandelt hatte?

Der Landgraf kam also. Er verhandelte am 19. Juni vormittags mit Arras, fand freilich die Artikel nochmals verschärft. Die Kurfürsten redeten ihm zu. Vergebens baten sie den Kaiser, dem Landgrafen nach dem Fußfall die Hand reichen zu wollen. Gleichwohl redeten sie ihm zu.

Am Abend um 6 Uhr folgte die große Szene. Der Kaiser im Thronessel, umgeben von stattlichem Gefolge; der Landgraf mußte knien, während sein Kanzler Günterode die Abbitte verlas. Dann erteilte Dr. Seld die kaiserliche Antwort, wie verabredet lediglich mit der Zusage, daß der Landgraf nicht mit „ewigem Gefängnis“ gestraft werden solle. Sie hörten es alle. Der Kaiser verfuhr danach. Er gab dem Landgrafen, als er ohne Wink schließlich von selbst aufstand, nicht die Hand.

Dafür lud der Herzog von Alba ihn mit Arras und den Kurfürsten zum Nachtmahl. Nach dem Essen führte man Philipp in ein besonderes Gemach mit Bewachung. Die Kurfürsten protestierten. Moritz lärmte, beklagte sich, verbrachte die Nacht bei seinem Schwiegervater, trotz Warnung. Der Kaiser bestand auf seinem Recht. In ihm mochten Erinnerungen an sein Erlebnis mit König Franz auftauchen. Er sagte den Kurfürsten am 21. geradezu, für die Durchführung der Kapitulation könne er nur den Landgrafen selbst als Geißel brauchen.

Nun hatte der Kaiser sein eigentliches Ziel, zuletzt sogar in unblutigen Verhandlungen erreicht. Begleitet von den gefangenen Häuptern des Schmalkaldischen Bundes, zog er zum Reichstage nach Augsburg. Arras schrieb der Königin Marie, ein Kampf gegen die vielen festen niederdeutschen Städte lohne sich nicht, da man bei ihnen doch nicht das Geld für die Abdankung der Kriegerleute finde. Dieses wollte sich der Kaiser auf eine andere Art verschaffen. Ihm schwebte ein Reichsbund vor, nach Art des Schwäbischen Bundes. Er hatte für die Gründung auch zwei schwäbische Städte ausersehen, Ulm und Augsburg.

Die Reichsverfassung und die Niederlande

Der Streit um das Konzil und das kaiserliche Interim 1548

In der Idee eines Reichsbundes verband sich etwas Allgemeines mit dem Besonderen. Der Kaiser wollte sich in seiner gegenwärtigen Lage stärken, militärisch und finanziell. Aber er wollte auch der Reichsverfassung nachhelfen im Sinne kaiserlicher Herrschaft.

Seit dem 13. Jahrhundert bemühte man sich darum, in der Reichsverfassung Schritt zu halten mit der Entwicklung der Landesherrschaften und der Städte.

Die Könige und Kaiser bedienten sich desselben Mittels wie die Fürsten und Städte, der bündischen Vereinigung unter dem Namen des Landfriedens. Denn die „landschädlichen“ Leute waren nicht mehr einzelne arme Teufel, sondern die Herren selbst, die in großen Fehden ihre Herrschaften ausbauten oder sich wie die Städte ihrer Haut zu wehren suchten. Der Schwäbische Bund, der von 1487 bis 1533 bestanden hatte, durfte im Lande Schwaben zugleich als ein Werkzeug habsburgischer Politik bezeichnet werden, einer Kaiserpolitik, wie Karl sie verstand.

Mit diesen Ideen war er groß geworden. Er und seine Berater ahnten ganz richtig, daß die Verfassung des Reiches nur noch eine bündische sein konnte. Aber irgendeiner Exekutive bedurfte auch dieses Reich. Die periodischen Reichstage führten wegen der Verteilung der Lasten mehr auseinander als zueinander. Dagegen sollte ein Reichsbund mit Aufgeboten und Geldleistungen im Namen des Kaisers wenigstens die landschaftliche Friedensfürsorge sicherstellen als ein sichtbares Organ der Reichsgewalt.

Noch mitten im Kriege, schon am 9. Januar 1547 entwickelte der Kaiser seine Gedanken dem Könige Ferdinand. Am 13. Juni ließ er die Beratungen darüber zu Ulm eröffnen. Seine Kommissare waren der Kardinalbischof von Augsburg, Markgraf Hans von Rüdstrin, Johann von Lier und Heinrich Haß. Die Verhandlungen gingen träge vonstatten. Die Stände singen die Wünsche der kaiserlichen Kommissare auf durch Entwürfe, ließen sie aber liegen.

Dann wurde die ganze Angelegenheit auf den Reichstag nach Augsburg übernommen. Der Kaiser kehrte aus Sachsen zurück, um ihn selbst abzuhalten. Er wollte die Summe ziehen aus all den aufregenden Geschehnissen des letzten Jahres. Doch mußte er sich auch auseinandersetzen mit den großen Veränderungen außerhalb Deutschlands und ihren Folgen. Am 28. Januar 1547 war Heinrich VIII von England gestorben. Die römische Kurie trug sich allen Ernstes nochmals mit dem Gedanken, die katholischen Fürsten gegen England zu sammeln; da zwang sie der bald folgende Tod des Königs Franz (am 31. März), mit den geplanten großen Legationen doch noch zu zögern. Sonderbare, von Furcht und Eifersucht getragene Unruhe dieses päpstlichen Greises, der eben den Kaiser im Stiche gelassen hatte und nun aufs neue seine Hilfe begehrte, obwohl er ihn noch dazu durch die Behandlung des Konzils aufs tiefste empörte. Wirklich konnte es nichts Lörrichtereres geben als die stillschweigende Ermächtigung an die Legaten, das Konzil nach Bologna zu verlegen und dann die Heuchelei, sich ganz unbeteiligt zu stellen, als die Legaten am 11. März davon Gebrauch machten. Selbst Juan de Vega äußerte sich entrüstet. Am

Kaiserhofe kam es vollends zu bösen Auftritten. Der Nuntius wurde an die Minister gewiesen, da der Kaiser meinte, er würde sich sonst im Zorn zu Äußerungen hinreißen lassen, die wahr seien, aber ihm selbst nicht erwünscht. Es war nicht Temperament der Jugend, sondern der Überreizung, das er zügeln wollte. Aber sachlich gab er nicht nach. Seinen Gesandten in Rom wies er unverzüglich an, gegen etwaige konziliare Akte in Bologna feierlich zu protestieren.

So war die Lage, als der Kardinal Sfondrato am 4. Juli 1547 den von Halle Saale aufwärts durch Ostfranken nach Augsburg ziehenden Kaiser in Bamberg traf und von ihm empfangen wurde. Auf die Ausführungen wegen England antwortete der Kaiser kurz ablehnend, ihn gehe Deutschland näher an und er habe nach seinen letzten Erfahrungen keine Lust, die Geschäfte anderer zu besorgen. Vom Konzil meinte der Legat, scheinbar einlenkend, daß man es vielleicht zurückverlegen könnte, falls die Deutschen sich ihm bindend unterwürfen und einstweilen die kaiserlichen Bischöfe auch nach Bologna gingen. Der Kaiser wurde über diese wirklich naiven Zumutungen so erregt, daß der Legat ganz bestürzt fragte, ob er sich nicht lieber zurückziehen solle. Der Kaiser antwortete trocken, er möge tun, was ihm beliebe.

Das Ergebnis der Besprechungen Sfondratos mit dem Kaiser und seinen Ministern war überraschend. Es ging ihm wie einst Cervino. Die Haltung des Kaisers, die Ehrlichkeit seines Zornes und die Einheitlichkeit in den Anschauungen des ganzen Hofes verfehlten nicht ihren Eindruck auf ihn. Er rief zum Einlenken. Da auch Frankreich nirgends Miene machte, die päpstliche Politik zu stützen, empfahl selbst die Kardinalskongregation dem Papste die Rückkehr der Väter nach Trient. Aber der eigensinnige alte Herr lehnte das ab; noch am 15. September sollte in Bologna eine feierliche Session stattfinden.

Mendoza lebte in dem Gedanken des Protestes. Er sprach ganz offen davon. Und sein Kaiser bestärkte ihn jetzt. Er werde, ließ er schreiben, falls es nicht anders gehe, selbst ein neues Konzil berufen, alles Bisherige für nichtig erklären und dann endlich mit der Reform der Kirche beginnen.

In solcher Stimmung eröffnete der Kaiser den Augsburger Reichstag am 1. September mit jenem Glanze, der oft genug die innere Schwäche überdeckt. Hauptverhandlungsgegenstände waren die Punkte, die wir schon aus Karls Schreiben an seinen Bruder kennen, Reichskammergericht, Reichsbund, Kirchenfrage.

Die Rechtspflege als vornehmsten Inhalt seiner Souveränität wollte der Kaiser befestigen. Hatte er an den Einzelheiten auch persönlich so wenig Anteil wie früher an der peinlichen Halsgerichtsordnung, die den Namen der Carolina

durch die folgenden Jahrhunderte trug, so war das Grundsätzliche ihm doch im tiefsten Sinne gemäß. Unter der Reform des Reichskammergerichtes verstand er die Ernennung der Beisitzer und die Abwälzung der Kosten auf die Stände, die daran in der Tat interessiert waren, um die Reichssachen nicht an das Hofgericht gelangen zu lassen. Nicht minder wichtig die Ausarbeitung einer Reichskammergerichtsordnung als Richtschnur für die tägliche Arbeit.

Alles dieses wurde im wesentlichen nach Wunsch des Kaisers erledigt. Es war, als seien die Stände in die Gebiete des allgemeinen Wohles ausgewichen, um in den schweren Fragen der politischen und kirchlichen Reichsverfassung frei zu bleiben.

Die Kirchenfrage nahm eben jetzt eine noch schärfere Wendung durch das völlige Zerreißen des Bandes, das den Papst noch an den Kaiser knüpfte. Das Ungefüm des Ferrante Gonzaga, das Heßen der Doria und anderer Gegner der Franzosen gegen Pier Luigi Farnese, die Unbeliebtheit dieses nach den alten Rezepten eines Signore lebenden Emporkömmlings im Lande selbst, wirkten zusammen zum Erfolge einer ganz in den hergebrachten Formen sich abspielenden Verschwörung, der am 10. September Pier Luigi zum Opfer fiel. Gonzaga nahm Piacenza wieder zu Mailand. Der päpstliche Vater war erbittert. Die heillose Verquickung des Weltlichen mit dem Geistlichen aber sollte das Familienunglück der Farnese auf die Kirche übertragen.

Paul III warf sich vollends den Franzosen in die Arme, wünschte nur noch die Mitwirkung Venedigs vor dem Abschluß eines Bundes. Alle Ideen einer „Befreiung Italiens“, die vor zwanzig Jahren so elend gescheitert waren, lebten wieder auf, während die Kaiserlichen wie einst in den Tagen der letzten Hohenstaufen oder neuerdings in den Jahren nach 1526 sich mit den Gedanken an eine Befestigung des Kirchenstaates trugen.

In Augsburg gab der Kaiser jene förmliche Erklärung vom 18. Oktober ab, daß er für die Rückkehr des Konzils nach Trient sorgen werde und daß er erwarte, daß auch „die Stände der Augsburgischen Konfession an solchem Concilio erscheinen“. Endlich bat er zu überlegen, „wie mittlerzeit bis zu Austrag des allgemeinen Konzils die Stände in gutem Wesen beieinander leben möchten“. Die Fürsten verpflichteten sich wirklich auf dieses noch zu haltende Konzil, entsprechend dem, was der Reichstag seit mehr als 25 Jahren gefordert hatte. Nur die Städte äußerten Bedenken, die der Kaiser übersah.

Am 6. November 1547, fast genau anderthalb Jahre nach seiner ersten Mission, reiste Madruzzo als Vertreter des Kaisers von Augsburg nach Rom. Am 25. November hatte er mit Farnese und Mendoza eine Audienz. Der

Papst erhielt widersprechende Gutachten. Schroff verteidigte der Kardinal Monte die Rechte des Konzils. Wieder kündigte Mendoza den Protest an. Dann beschloß man in Rom, der Versammlung von Bologna die Entscheidung zu überlassen. Sie war in sich klar und folgerichtig, aber sie verzichtete auf jede Verständigung mit Deutschland.

Nun schritt der Kaiser zu dem längst vorbereiteten Protest, in Bologna wie in Rom. Am 16. Januar 1548 erschienen seine Prokuratoren Francisco Vargas und Dr. Velasco vor den Vätern des Konzils, um in aller Form Verwahrung einzulegen. Man ließ sie zu, damit es nicht scheine, als wolle man die Freiheit der Rede versagen. Sie ergingen sich in langen und drohenden Ausführungen, die in den Worten gipfelten: „Wir verkünden Euch ausdrücklich, daß unser Kaiser den Stürmen troßen wird, die der Kirche durch Eure und des Papstes Schuld bevorstehen; daß er die Kirche in seinen Schuß nehmen und alles das tun wird, was ihm sein kaiserliches Amt, sein Recht und seine Pflicht auferlegen.“ Der Kardinal Monte antwortete gefaßt und würdig. Aber die Väter behielten von dem Vorgang einen nachhaltigen Eindruck und wurden geneigt, innerlich ihren allzu stolzen Beschluß zu revidieren.

In Rom aber wiederholte Diego Mendoza den Protest vor versammelten Kardinälen. Er schonte dabei auch die Person des Papstes nicht. Dieser ließ sich erneut Gutachten geben und beraten. Auf das Ergebnis sollte die Welt noch lange warten. Im Augenblicke ruhte das Konzil.

Das war die Voraussetzung für die kaiserliche Ordnung des sogenannten Interims oder die „Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Konzils gehalten werden soll“, — verkündet mit dem Abschied vom 30. Juni. Man erkennt aus dem Erlaß dieser 26 Kapitel, wie sehr sich der Kaiser seit 1530 daran klammerte, mit seinem Namen, wenn nicht die völlige Zurückführung Deutschlands in die alte Kirche, so doch ihre Anbahnung durch Herstellung eines tragbaren Zustandes zu verbinden. Der im Grunde ohnmächtige Versuch, durch eine papierene Ordnung dieser Art der weltgeschichtlichen Bewegung der deutschen Reformation beizukommen, hatte seine Schwächen schon in dem Motiv des Argers über das völlige Versagen von Papst und Konzil, mit dem die Kühnheit und das Augenmaß für das Durchführbare nicht Schritt hielten. Und doch war er besser, gewissenhafter, sachlicher, als die leidige Familienpolitik der Farnese oder die sture Art der altkirchlichen Theologen und Kanonisten, die eine Zerreißung der Christenheit hinnehmen oder nur mit Gebot und Gewalt hindern zu können glaubten. Die Unzulänglichkeiten des Kompromisses lagen auf der Hand. Für die Konfessionisten

war die Herstellung des alten kirchlichen Zustandes mit dieser flau redigierten katholischen Glaubenslehre, die alle Sakramente, Messen, Heiligen und Bilder in sich schloß, unannehmbar; nichts bezeichnender, als die Beibehaltung des Fronleichnamsfestes, worin wir früher selbst bei einer Verständigung über die Transsubstantiation schon die Grenzen des Tragbaren erkannten. Die stillschweigende Anerkennung der Säkularisationen mußte den Geistlichen weitergehende Besorgnisse erwecken, und die mageren Zugeständnisse von Priesterehe und Laienkeld, obwohl später von der bayrischen und österreichischen Ritterschaft und zeitweilig von ihren Regierungen ungestüm gefordert, wurden von den altkirchlichen Ständen begierig zum Anlaß genommen, auch von ihrer Seite heftigsten Widerspruch zu erheben. Wie immer war es Bayerns unverföhlicher Kanzler Eck, der dem Kaiser die größten Schwierigkeiten bereitete. Erst als der Kaiser den Altkirchlichen zugestand, daß die Ordnung nur eine Vergleichsform sein solle für die Konfessionisten, beruhigten sie sich.

In Wahrheit war nichts gewonnen, und der Kaiser mußte bald erleben, daß ihm sein Interim vielfach ins Gesicht abgelehnt wurde, vor allem von dem gefangenen Kurfürsten; in weiterer Ferne hielt man sich fast nirgends daran. Daß dem geistigen Wesen, zumal bei einer so lockeren Verfassung, durch Gebote nicht beizukommen war, zeigte sich schon jetzt.

Allein es handelte sich ja einstweilen nur um ein Interim. Noch glaubte der Kaiser, das Versprechen des Reichstags und einzelner mächtiger Fürsten zu besitzen, daß sie sich dem Konzil unterwerfen würden, das es deshalb galt möglichst bald in der versprochenen Form herzustellen. Bis dahin freilich wollte der Kaiser nicht nur die Glaubenslehre und die Kirchenbräuche auf seine Art festlegen, sondern auch in das disziplinäre Gebiet durch seine Reform des Klerus übergreifen. Wiederum ein undurchführbarer Versuch im Rahmen der alten Ordnungen, die für diesen Kaiser nun einmal bindende Kraft besaßen; unmöglich als Eingriffe von außen in ein organisches Gefüge, das sich nur selbst reformieren konnte oder bleiben mußte wie es war.

Und doch denkwürdig im Sinne unzähliger Christgläubigen vergangener und nachfolgender Jahrhunderte, die wie der Kaiser mit ganzer Seele an der lebendigen Kirche hingen und gerade deshalb mit tiefem Schmerz die grobe Verweltlichung ihrer geistlichen Diener und die zerrüttenden Spannungen mit der Gegenwart empfanden und sich dem Traume hingaben, als könne man die Dinge dieser Welt aus gerechtem Zorn, aus sorgender Liebe und gutem Willen allein bessern oder gar heilen.

Der Kaiser verschloß sich nicht ganz der Einsicht, daß er seine wirklichen oder vermeintlichen Erfolge zuletzt doch der Macht verdankte. Der geistlichen

Dinge sollte er auch damit nicht Herr werden. Aber als die entscheidende Voraussetzung für jedes Gebot, für jede Hoheit, hatte er von früh auf die Macht erkennen müssen; nicht das Wort oder den Vertrag. Sie allein hatte ihm in Kämpfen von mehr als dreißig Jahren seine Reiche befriedet, Spanien und Italien in seine Hand gegeben, die Türken abgewehrt, die Niederlande erhalten und abgerundet, zuletzt auch Deutschland scheinbar weithin unter seine Gebote gebeugt.

Diese Macht wollte er nun befestigen, ihr Dauer verleihen. Dafür sah er zwei Wege vor sich, Ausbau der Reichsverfassung und Zusammenschluß seiner Hausmacht mit dem Reich. Auf dieser Stufe, in den Jahren 1547/48, bewegten sich seine Gedanken, auch die dynastischen, durchaus im Geiste der deutschen Reichsverfassung, in bündischen Formen. Erst als er damit scheiterte, suchte er neue Wege.

Die Ansätze von Ulm festzuhalten und zu entwickeln, scheuten seine Räte keine Mühe. Liest man aber die langwierigen Verhandlungen, die sich in den Augsburger Ratsstuben durch den ganzen Winter 1547/48 hinzogen, so bemerkt man, daß die Pause in den Beratungen und ihre Fortführung unter den abweichenden Bedingungen des Reichstages die Sache nicht gefördert haben. Die unverblünte Forderung eines starken Kriegsvolks in der Hand des Kaisers war keine Empfehlung für den Reichsbund, der ihm das sichern sollte. Auch die Einsicht der kaiserlichen Räte, daß die kleinen Reichsstände williger waren als die mächtigen Reichsfürsten, trug nur Spannungen in den Fürstenrat. Als es der Kaiser im Februar 1548 nach der wenig freundlichen Haltung im Kurfürsten- und Fürstenrat nochmals mit einem gemischten Ausschuß versuchte, besiegelte er das Scheitern des ganzen Planes.

Nur der „Vorrat“, eine vom Kaiser am 19. Mai verlangte, schließlich in der Höhe eines Römermonats zur Aufbringung kaiserlicher Truppen bewilligte Geldreserve blieb als Rest des Planes. Man hat sehr richtig bemerkt, daß die Lage einer monarchischen Reichsreform endgültig vorbei waren, wenn sie nicht einmal diesem Kaiser auf der Höhe seiner Macht gelang. Vielleicht ging es so, wie oft im Leben, daß ein in lebendiger Entwicklung begriffener Prozeß sich beschleunigt in dem Augenblick, da man mit harter Hand versucht, ihn aufzuhalten. Dem Landesfürstentum als der stärksten Macht in diesem Reiche waren aus seinen Kämpfen mit den Städten, Rittern und Bauern, vor allem aus der kirchlichen Bewegung so nachhaltige Kräfte zugeströmt, daß es erst recht seine Stärke erkannte, als es von diesem gewalttätig gewordenen Kaiser vor die Verfassungsfrage gestellt wurde.

Eben deshalb verwickelte sich das Problem der Reichsverfassung dadurch vollends zur Unlösbarkeit, daß ja der Kaiser selbst ein Territorialherr war, der sich, wie alle anderen, seiner Macht gegen das Reich bediente. Die Hausmacht durch das Reich zu stärken und gegen das Reich zu entwickeln, war der ärgerliche Widerspruch, in dem sich stets ein königlicher Landesherr bewegte. Wie aber, wenn er, wie Ferdinand, zugleich Landesherr von Gebieten war, die zwar im gleichen Raume lagen, aber nicht zum Reiche gehörten, oder doch nur in lockeren Formen, wie die Krone Böhmen. Vollends für die Niederlande lagen die Dinge schwierig. Das Herzogtum Burgund, Flandern und Artois gehörten von Haus aus nicht zum Reiche; die übrigen Provinzen waren zwar Teile des Reichs, aber im burgundischen Staatsverband ihm tatsächlich entfremdet. Diese Stellung zu klären, war ein Anliegen ebenso des Reiches wie des Kaisers.

Karl V suchte die Lösung jetzt noch in einer Form, die beiden Teilen Genüge zu tun schien. Die Anregung war von der Königin Marie durch ihre Instruktion für den kaiserlichen Rat Viglius van Zwichem vom 28. August 1547 ergangen. Sie nahm Bezug auf ältere Meinungsverschiedenheiten, wies darauf hin, daß einige Provinzen Mitglieder des westfälischen Kreises seien, daß sie aber nicht zu sagen vermöge, „was es eigentlich für eine Bewandnis habe mit dem burgundischen Reichskreis“ und welche Länder dazu gehörten.

Diese Fragen, sowie die Rechte und Pflichten der Niederlande gegenüber dem Reich wurden im burgundischen Vertrage vom 26. Juni 1548 im Einvernehmen mit den Reichsständen dahin geklärt, daß fortan alle Teile der Niederlande ausschließlich den burgundischen Kreis bilden sollten, eximiert vom Reichskammergericht und den Beschlüssen der Reichstage, gleichwohl im Genuße des Reichsschutzes auch nach außen, dafür verpflichtet zu Reichsaufgeboten in Truppen oder Geld, und zwar in der doppelten Höhe eines kurfürstlichen Anschlags, im Falle der Türkenhilfe sogar mit dem dreifachen Satze. Diese Bestimmungen ergaben sich aus dem Gange der Debatten, lagen aber ganz in der bisherigen Richtung der Politik des Kaisers, seine Erblande in den Schutz des soldatenkräftigen Reiches zu stellen und bei der Gegenleistung vor allem die seinem Bruder zugute kommende Türkenhilfe zu betonen.

Täuschen wir uns nicht, so bedeuteten diese Jahre auch den Höhepunkt in dem inneren Verhältnis der habsburgischen Brüder zueinander, wie es sich aus dem diplomatischen und kriegerischen Zusammenwirken im Schmalkaldischen Kriege ergeben hatte und jetzt noch in einer klaren Nebeneinanderordnung ihrer Reiche zum Ausdruck kam.

Als der Kaiser im letzten Winter wieder einmal die Feder ansetzte zu einem politischen Testament für seinen Sohn Philipp mit dem Datum des 18. Januar 1548, „weil meine Schwachheit und die kaum überstandenen Lebensgefahren es mir angezeigt erscheinen lassen, Euch Ratschläge zu geben für den Fall meines Todes“, da konnte er sich nicht genug darin tun, dem Sohne immer wieder und in erster Linie das gute Verhältnis zu der verehrungswürdigen Person seines Bruders Ferdinand und das Vertrauen zu dessen Söhnen ans Herz zu legen.

In diesem Testamente bestimmte er auch, unter ausdrücklicher Bezugnahme auf den Wunsch seines Bruders endgültig die Ehe seiner ältesten Tochter Maria mit Ferdinands ältestem Sohne Maximilian. Er empfahl seinem Erben angelegentlichst, sich in allen Fragen der großen Politik auf den Oheim zu stützen, dessen kaiserliche Autorität zu stärken, „wie wir ihn stets gefördert haben, noch im letzten Kriege“. Philipp, der hier immer nur als König von Spanien betrachtet wird, könne zur Türkenabwehr nichts beisteuern; diese sei Sache Deutschlands, einschließlich der Niederlande. „In Deutschland“, sagte Karl dem Sohne, „findet Ihr auch immer gute Soldaten, wenn Ihr sie entsprechend bezahlt. Erst wenn sie Euch hier fehlen sollten, greift zu den Schweizern, die Ihr gemäß der Erbeinung mit dem Hause Burgund freundlich behandeln solltet.“

Im übrigen kehren in diesem Testament die alten Gedanken des Kaisers wieder, das Rückgrat seiner politischen Haltung. Nur, daß sie sich hier zum ersten Male zu einer großartigen Übersicht über das ganze europäische Machtssystem erweitern und auch die transozeanischen Gebiete mehrfach und eindringlich heranziehen.

„Angesichts der Unsicherheit der menschlichen Dinge kann ich Euch keine allgemeine Regel geben, es sei denn das Vertrauen auf die Hilfe des Allmächtigen. Ihr gewinnt sie in der Verteidigung seines heiligen Glaubens. Nach all den Mühen und Leistungen für die Zurückführung der Abgewichenen in Deutschland habe ich mehr und mehr als das einzige Mittel das Konzil erkannt, dem sich diese Stände unterworfen haben. Sorgt dafür, daß es fortgesetzt wird, unter Ehrerbietung gegen den apostolischen Stuhl. Aber gegen die Mißbräuche der Kurie auf Kosten Eurer Staaten geht mit Klugheit vor. Wählt für die Kirchen und Benefizien gebildete und würdige Männer zum Segen der Kirche und zur Entlastung Eures Gewissens, und sorget, daß sie bei ihren Kirchen residieren und ihre Pflichten erfüllen. Behütet auch den Frieden und meidet den Krieg, es sei denn, daß er Euch aufgezwungen werde zu Eurer Verteidigung; schon wegen der ungeheuren Lasten für Eure Erblande, die ich Euch unversehrt, ja

vermehrt hinterlasse. Leider mußte ich von den Gütern und Rechten der Krone manches aus der Hand geben, das Ihr versuchen solltet, wieder zu erlangen.“

„Da der Friede aber weniger von Euch, als von den anderen abhängt und am schwersten ist für jemanden, dem Gottes Güte so viele und so große Reiche und Herrschaften verliehen hat, so gebe ich Euch das Folgende zu bedenken. An Papst Paul III kennt Ihr selbst seine Unzuverlässigkeit in Verträgen und seinen Mangel an Eifer für die Christenheit, besonders in Sachen des Konzils. Trotzdem ehret seine Würde. Da der Papst alt ist, beachtet für die Wahl seines Nachfolgers die Anweisungen, die ich meinem Botschafter in Rom gegeben habe. Schwierigkeiten mit den Päpsten wird es dauernd geben, in Neapel, in Sizilien und in bezug auf die Pragmatica für Castilien; wachet darüber! Mit den Venezianern haltet gutes Verständnis. Den Herzog von Florenz habe ich gefördert, und er ist mir ergeben, da er uns auch familiär durch das Haus Toledo nahe steht. Ferrara neigt zu Frankreich und erfordert Vorsicht, während der Herzog von Mantua zuverlässig ist und pfleglich behandelt werden sollte, da er von den Kriegen sehr gelitten hat. Für ganz besonders wichtig haltet Genua; hier müßt Ihr klug und geschickt vorgehen. Siena und Lucca werden hoffentlich im Schuß des römischen Königs bleiben.“

„Frankreich hat niemals seine Verträge gehalten, sondern stets versucht, mir zu schaden. Auch der junge König scheint seinem Vater folgen zu wollen. Gleichwohl tut alles Erdenkliche, um den Frieden zu erhalten, auch um der Christenheit und der Untertanen willen. Sie werden immer neue Vorwände suchen, die förmlichen Verzichtleistungen auf Neapel, Flandern, Artois, Tournai und Mailand zu bestreiten. Laßt von Euren Rechten nie auch nur das Geringste fahren; dann würden sie gleich alles verlangen. Diese französischen Könige haben zu allen Zeiten die Hand ausgestreckt nach den Ländern ihrer Nachbarn. Verteidigt Mailand mit guter Artillerie, Neapel mit Eurer überlegenen Flotte und denkt daran, daß die Franzosen immer bald entmutigt sind, wenn ihnen etwas nicht im ersten Anlauf gelingt. Die oft unruhigen Neapolitaner muß man stets an die Heimsuchung durch die Franzosen erinnern, sie sonst gerecht und maßvoll behandeln. Doch könnt Ihr niemals spanische Truppen in Italien entbehren. Denkt an den Unterhalt der Grenzfestungen auch in Spanien und Flandern, wo die Zitadellen von Gent und Cambrai wichtig sind. Wegen der Franche Comté, die zuletzt neutral gemacht war gegen Frankreich, bedürft Ihr der Anlehnung an die Schweiz und an Osterreich. Unsere Ansprüche auf das Herzogtum Burgund, unser Stammland, habe ich um des Friedens willen ruhen lassen, doch dürft Ihr nicht darauf verzichten. Hesdin ist einen Krieg nicht wert.“

„Was die Franzosen zur Zeit am heftigsten ablehnen, ist die Rückgabe der von ihnen weggenommenen Teile der Länder des Herzogs von Savoyen. Ich habe mich stets für die Rückgabe eingesetzt, schon um der verwandtschaftlichen Beziehungen willen, aber erst recht wegen Italien. Denn von Piemont aus werden die Franzosen dieses stets beunruhigen und immer wieder ihre Begehrlichkeit auf Mailand und Neapel richten. Piemont soll sich auch weiter auf keine Abtretungen einlassen; der gegenwärtige Zustand ist besser als eine Vergleichung. Truppenhilfe zur Rückgewinnung der Länder ist nur mit der größten Vorsicht zu geben, nur unter den günstigsten Umständen, bei französisch-englischen Verwicklungen und einer Mitwirkung der Schweizer; zur Zeit ist sie angesichts der Sorgen in Deutschland und des Friedensbedürfnisses der Regentschaft in England nicht möglich.“

Zu England sollte das gute Verhältnis nach den Verträgen erhalten werden, ohne in dem ewigen und unüberwindlichen Gegensatz der Engländer und Franzosen Partei zu nehmen. Bei Schottland handelt es sich vorzüglich um Sicherung des Handels und Verkehrs. Auch gegenüber Dänemark müßte es sein Bewenden haben bei den letzten Verträgen unter Verzicht auf eine Einmischung in das Verhältnis zu dem alten Könige, dessen Schicksal man schon um seiner Töchter willen erleichtern sollte, ohne ihm aber die volle Freiheit zu lassen.

Die Pflege seiner Flotte möge sich der Sohn angelegen sein lassen, schon zur Abwehr der Piraten auf dem Mittelmeer, auch zur Fernhaltung der Franzosen von den Neuen Indien, während die Freundschaft mit Portugal gerade deshalb zu pflegen wäre. „Laßt nicht ab, Euch zu unterrichten über diese fernen Lande zur Ehre Gottes, zur Pflege der Gerechtigkeit und zur Bekämpfung der dort eingerissenen Mißbräuche.“ Von seinem Vizekönige Antonio Mendoza habe er sich noch neuerdings ausführlich berichten lassen.

Endlich und vor allem empfahl der Kaiser seinem Sohne durch dieses Testament sehr dringend eine neue Ehe. „Ihr könnt nicht überall sein. Sorget für gute Vizekönige und beaufsichtigt sie so, daß sie ihre Instruktionen nicht überschreiten; Ihr sollt gewiß nicht auf alle Klagen eingehen, die gegen sie laut werden; noch weniger dürft Ihr sie übersehen.“

„Das Beste ist aber immer, die Reiche durch die eigenen Kinder an sich zu fesseln. Deshalb solltet Ihr mehr Nachkommenschaft haben und eine neue Ehe schließen.“ Zur Gemahlin empfahl der Kaiser jetzt doch die Tochter des Königs von Frankreich, zum Schuß des Friedens und der Verträge, auch als Mittel zur Herstellung Savoyens auf friedlichem Wege. Nach ihr käme Jeanne d'Albret in Betracht, natürlich unter Verzicht ihres Hauses auf Navarra;

sie sei reizend und klug. Dagegen würden die naheliegenden Ehen mit einer Tochter Ferdinands oder der Königin Eleonore keine neuen Freundschaften einbringen. Für Maria bleibe es bei dem Erzherzog Maximilian, für Juana bei Portugal.

Für die Niederlande wäre es das Beste, daß die Königin Marie, die in Krieg und Frieden ausgezeichnete Regentin, sie in der Hand behielte, aber da sie um ihre Entlastung bitte, könnte man daran denken, diese Länder dem Ehepaare Marie und Maximilian als Regenten zu übergeben. Darin läge freilich die Gefahr, daß Maximilian für sich selber sorgte; deshalb möchte er sich dazu erst entschließen, nachdem Philipp zu diesen Ländern und zu dem Erzherzog in ein persönliches Verhältnis getreten sei.

„Ich empfehle Euch nochmal in aller Form die Erfüllung meiner Testamente und Codicille, sowie derjenigen der verstorbenen Kaiserin. Ich bitte Gott, Euch zu hehüten und zu seinem Dienst zu lenken, damit er Euch seine ewige Glorie schenken kann. Empfanget meinen Segen!“

Es ist der Ton des reif gewordenen Alters, der dieses politische Testament erfüllt. Er klingt auch aus jenem anderen, fast noch ausdrucksvolleren Dokument, das wir aus denselben Augsburger Tagen besitzen, dem wundervollen Münchener Porträt von der Hand des Lizian.

Etwas müde, in sich zusammengesunken, doch mit angespanntem Blick, sitzt da der Kaiser in dem sammetüberzogenen Holzstuhl vor einem Brokatteppich, wie in offener Halle, mit dem Ausblick in eine überaus stimmungsvolle Landschaft, die zusammen mit den ganz klaren großen Linien des Vordergrundes die Vorstellung des Außerordentlichen erweckt. Das ist der weltbeherrschende Kaiser, der uns gleichwohl ganz schlicht, ganz menschlich nahe ist, einfach in Kleidung und Haltung, ohne jede Pose. Er ist einsam und nachdenklich. Wir spüren wohl irgend etwas Enges in diesem Gesicht, in diesen Lippen, in dieser stets gleichen Haltung der Hände, und empfinden doch in allem das Gesammelte und Innerliche dieses Wesens. Die Jahre und Erlebnisse haben ihre Spuren hinterlassen. Man würde diesem Manne mehr als 48 Jahre geben. Er hat früh das Memento mori kennengelernt, in seiner Familie, als Witwer, an der Seite seiner für ihn zeitlebens toten Mutter, von Krankheit über das Maß hinweggeführt, reizbar, oft geschüttelt von Erregungen über große und kleine Dinge, aber ehrlich bestrebt sich zu beherrschen, seine Pflichten zu erkennen, seine Maßnahmen auf das sorgfältigste zu prüfen, immer im Gefühl seiner ungeheuren Verantwortung vor Gott, aber auch vor seinen Ländern, vor den kommenden Generationen der Herrscher aus seinem erlauchtem Hause.